

Zeitschrift: IQ : Quartalsinfo für Uni und ETH Zürich
Herausgeber: Medienverein ZS
Band: 12 (2004)
Heft: 43

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

AZB 8028 Zürich

Bitte nachsenden – Adresse nicht melden!



Quartalsinfo für Uni und ETH

1. Bund

FACE TO FACE: Avenir Suisse
Christian Aeberli will Elite-Unis und höhere Studiengebühren.
→Seite 5

NACHTLEBEN: Rosso
Im Kreis 5 bietet eine Pizzeria den Freikirchen und Ziggarenrauchern die Stirn.
→Seite 7

2. Bund

KNAST: Nie mehr Militär
Wie ein Student zu einem der letzten Dienstverweigerern wurde.
→Seite 9

HINTERGRUND: Werbewald
Die Schweiz wird von Aussenwerbungen überflutet. Kümmern tuts niemand.
→Seite 10

MUSIK: Multipler Bösewicht
MF Doom ist für zwei hinterlistige Hip-Hop-Alben verantwortlich. Eine Anklage.
→Seite 11

KONFLIKT AM LEHRSTUHL FÜR PERSÖNLICHKEITSPSYCHOLOGIE

Psychologische Kriegsführung

Ein Professor zerstreitet sich mit seinen Assistierenden. Als Folge davon bricht der Lehrbetrieb fast zusammen. Die Universitätsleitung beauftragt einen Anwalt, die Sache zu untersuchen. An der Fachrichtung für Persönlichkeitspsychologie und Diagnostik hängt der Haussegen seit einem Jahr mehr als schief. Rekonstruktion eines undurchsichtigen Konflikts. Von Beat Metzler

Es stimmt etwas nicht an der Fachrichtung für Persönlichkeitspsychologie und Diagnostik: Vorlesungen fallen aus, anonyme Mails machen die Runde. Doktoren der Seelenkunde – mit dem Auftrag, die Feinmechanik der Persönlichkeit zu beschreiben – werfen sich indirekt eine Persönlichkeitsstörung vor.

Das Wort ‚Person‘ stammt vom lateinischen ‚persona‘ ab, das seinerseits ‚Maske‘ bedeutet. Mit dieser Erklärung liefert die Homepage der Fachrichtung gleich das passende Bild für die Vorgänge: Ein Maskenspiel wird hier aufgeführt, mit dem Ziel, irgendetwas zu verbergen. Was das ist, weiss niemand genau. Und wer welche Masken trägt schon gar nicht. Wer sich an der Abteilung herumhört, stösst auf Gerüchte, glatte Kommentare und Lügen. «Es heisst», «sagt man», «Dazu will ich mich nicht äussern», so tönt es aus den Gän-

gen der Treichlerstrasse 10, dem Sitz der Fachrichtung, die sich als Logo eine weinende und eine lachende Maske gegeben hat.

Gegründet wurde der Lehrstuhl im August 2002 als einer von insgesamt sechs Lehrstühlen, die das Psychologische Institut zugesprochen bekam. Die Unileitung berief Willibald Ruch zum Professor, einen Psychologen mit Spezialgebiet Humorforschung. «Wir waren in Aufbruchstimmung. Wir glaubten, dass wir an der besten Abteilung sind», erzählt eine Studentin. Diese Anfangseuphorie ist längst verschwunden. Heute herrscht ein Klima der Unsicherheit an der intimen Abteilung, wo jeder jeden kennt. So möchten die Studierenden, die für diesen Artikel Auskunft gegeben haben, ihren richtigen Namen nicht in der Zeitung lesen. Zu klein ist die Abteilung, zu gross der Schaden, den sie nehmen könnten. Denn vielleicht schreiben sie ihre nächste Arbeit bei einem der Betroffenen.

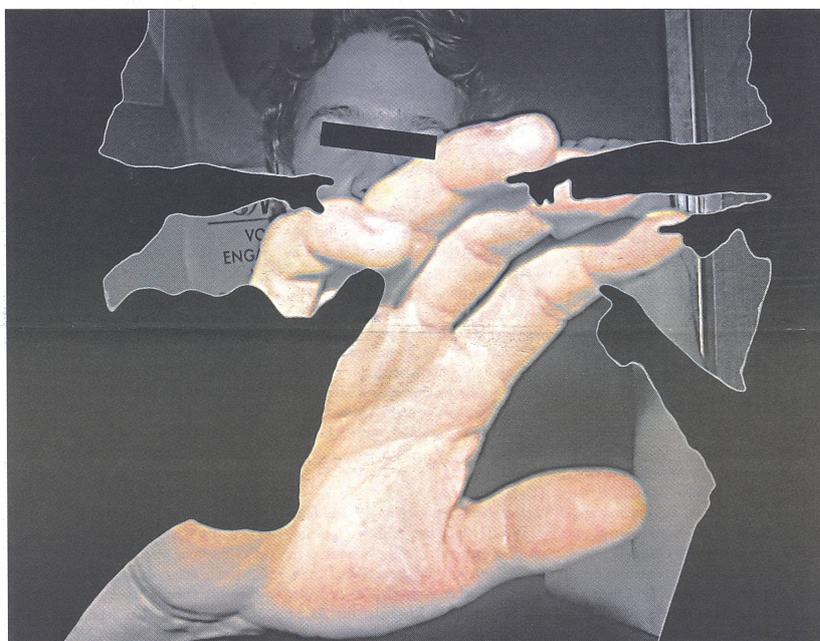
ZENTRALSTELLE

Kein Geld und doch zerstritten

Obwohl sich die Stiftung Zentralstelle nur langsam von einem Schuldenberg in Millionenhöhe erholt, liefern sich zwei Vorstandsmitglieder einen fernschreifigen Machtkampf. Dieser trifft die Stiftung im dümmsten Moment.
Von Boris Schneider

Jeder kennt sie, die gelb gestreifte Stiftung Zentralstelle, welche die Unistudierenden mit Kopierkarten, Scripts und Büchern eindeckt. Nur wenige wissen aber, dass die Stiftung im Geschäftsjahr 2002 einen Verlust von 1,5 Millionen einfuhr. Heute befindet sich die Zentralstelle auf dem Weg zur Besserung, das Defizit beträgt «nur» noch knapp 150 000 Franken. Trotz dieser schwierigen Situation haben sich zwei Stiftungsratsmitglieder einen Denver-Clan-würdigen Machtkampf geliefert, der mit der Abwahl des Stiftungspräsidenten Michael Naf seinen Abschluss fand. Ausschlaggebend für die Entscheidung des Studierendenrates (StuRa) war dabei ein Gerücht «unter der Gürtellinie», dessen Inhalt jedoch niemand kannte. Unser freier Mitarbeiter Boris fragt sich aufgrund dieser Ereignisse, wie sinnvoll es ist, dass Studierende ein Unternehmen mit einem Jahresumsatz von 15 Millionen kontrollieren.

→Seite 3



«Die Vorwürfe lauteten Mobbing und Vernachlässigung der Dienstpflichten.»

(Bilder: Roman Beranek)

Die Vorgeschichte

Erste Gewitterwolken ziehen zu Beginn des Sommersemesters 2003 auf. Eine Assistentin kündigt unerwartet ihre Stelle. Sie habe sich mit Ruch zerstritten, munkt man. «Diese Kündigung war ein erstes Aufflackern des Konfliktes innerhalb des psychologischen Instituts», sagt Franziska Luchsinger-Vetter, die als Sekretärin der neuen Professuren die Entwicklung von Anfang an miterlebte. Gegen aussen scheint der Himmel nach diesem Zwischenfall wieder aufzuklären. Hinter den weissen Türen der Treichlerstrasse 10 braut sich aber unaufhaltsam ein Unwetter zusammen. «Wenn man genauer hinsah, dann bemerkte man, dass an diesem Lehrstuhl einiges anders lief. So hat sich die Fachrichtung in der Forschungszusammenarbeit vom Institut abgeschottet, was unüblich ist», sagt Luchsinger-Vetter.

Die Stimmung an der Treichlerstrasse verschlechtert sich weiter. Zwischen den Assistenten, die sich hinter dem Oberassistenten Changiz Mohiyeddini gesammelt hatten, und Professor Ruch tut sich ein Graben auf. Einige Assistenten haben sich mit ihren Problemen schon früher an den Institutsleiter und die Personalabteilung gewandt. Weil nichts passiert, beschwerten sich am 19. November alle Assistenten direkt beim damaligen Dekan der Philosophischen Fakultät, Professor Zelger. «Die Hauptvorwürfe an Willibald Ruch wa-

ren Mobbing und Vernachlässigung von Dienstpflichten», sagt Mohiyeddini. Zelger reicht den Fall an die Unileitung weiter. Diese beauftragt einen externen Anwalt, die Sache zu untersuchen. «In schwerwiegenden Fällen macht dies nicht die Rechtsabteilung der Uni, weil man ihr Parteilichkeit vorwerfen könnte», sagt Andreas Fischer, der Nachfolger von Zelger.

Die Eskalation

Am 26. November entlädt sich das Gewitter in der Öffentlichkeit. Auslöser ist ein Mail, das an alle Studierenden und Assistenten der Fachrichtung und an wichtige Personen am Psychologischen Institut geschickt wird. Das Mail und die darauffolgenden Stellungnahmen liegen dem iQ vor. Als Absender zeichnet «eine

Professor Ruch. Ihm wird vorgeworfen, dass er seine Pflichten vernachlässigt («Wer sich keiner Pflichten bewusst ist und sich über die Gesetze stellen will, ist an einer Universität fehl am Platz.»), dass er seinen Dokortitel geschenkt bekommen habe und fachlich, ausser auf dem Gebiet der Humorforschung, inkompetent sei. Ruch führe sich zudem grössenwahnsinnig auf und beschimpfe in seinen Vorlesungen andere Forscher. Es folgen Beleidigungen auf tiefstem Niveau, die sich auf über fünf Seiten ausbreiten.

Ruch klärt in einer Stellungnahme darüber auf, dass diese Beschimpfungen kein Einzelfall seien. Er habe ein weiteres Drohmail erhalten, ausserdem sei nach 22 Uhr – in Abwesenheit aller Mitarbeiter – ein Brief «noch extremeren Inhalts»

«möglicherweise nicht von Studierenden stamme».

Die Vertiefungsstudierenden distanzieren sich unmittelbar vom Stil und Inhalt des Mails. Mohiyeddini und die Assistenten tun dies am 4. Dezember, eine Woche nach dem Versand. Mohiyeddini begründet die Verzögerung mit einer Grippe. In seinem Mail heisst es, dass die Assistenten solche Aktionen «mit aller Ausdrücklichkeit» verurteilen – «unabhängig vom Wahrheitsgehalt des Schreibens.»

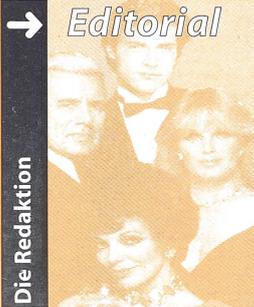
Das Mail sorgt für wilde Spekulationen. Ein Aussenseiter kann es nicht geschrieben haben. Der oder die Autoren berufen sich auf Tatsachen, die nur jemand wissen kann, der eng mit dem Institut verbunden ist. Manche schliessen aufgrund des leicht fehlerhaften Deutschs des E-Mails auf die Urhebererschaft des gebürtigen Persers Changiz Mohiyeddini. Manche vermuten, dass Mohiyeddini es nicht verfasst haben könne, weil dies schlicht zu auffällig wäre. Andere glauben, dass sich Mohiyeddini gerade hinter dieser Offensichtlichkeit zu verstecken versuche. Ein anderes Gerücht lautet, Professor Ruch habe das Mail selbst in Umlauf gebracht, um Mohiyeddini damit zu belasten. Die Fachrichtung versinkt in einen Sumpf aus Verschwörungstheorien.

Fortsetzung → Seite 2

«Hinter den weissen Türen des Instituts braut sich ein Unwetter zusammen.»

Gruppe von StudentInnen aus dem 3. und 5. Semester, die mit der Vorlesung von Herrn Ruch, aber auch mit seinem arroganten Verhalten uns gegenüber sehr unzufrieden sind.» Der wahre Absender ist offiziell bis heute nicht identifiziert. Das wirre E-Mail samt Attachement ist eine einzige Ehrverletzung von

unter seiner Tür durchgeschoben worden. Auch würden «banale beziehungsweise amüsante» Aktionen gegen ihn laufen. So seien ihm Striche auf der Liste im Pausenraum gemacht worden für Kaffees, die er gar nicht getrunken habe. Ruch kommt aufgrund mehrerer Überlegungen zum Schluss, dass das Mail



Die Redaktion

Editorial

Giftsumpf und Denver-Clan

Es «menschelt» an der Uni und in der Stiftung Zentralstelle. Das iQ berichtet exklusiv über zwei Konflikte, die zu undurchschaubaren Machtkämpfen voller Gerüchte und dunklen Anschuldigungen ausgeartet sind. Zwei Artikel bringen nun Licht in diese Vorgänge. Dabei kommen nicht nur menschliche Schwächen, sondern auch strukturelle Probleme zum Vorschein. In beiden Fällen fragt man sich, warum es überhaupt möglich ist, dass persönliche Feindschaften ganze Institutionen lahmzulegen drohen.

Auf Seite 5 stellt dann Thomas Aeberli von Avenir Suisse seine Vision der Hochschullandschaft Schweiz vor – eine Topographie mit hohen Studiengebühren und wenigen Eliteuniversitäten. Die Redaktion freut sich über Zuschriften mit Gegenvorschlägen.

ShortNews

Forderung nach mehr Frauen

In einem offenen Brief an die Leitung der ETH und die Leitung des Departements für Umweltwissenschaften fordern die FachFrauen Umwelt, dass mehr Professorinnen eingestellt werden sollen. Das Netzwerk von über 600 im Umweltbereich tätigen Berufswomen weist darauf hin, dass von den 292 Professuren an der ETH lediglich deren 13 von Frauen besetzt sind. In den Umweltwissenschaften und in vier anderen Departments sind gar keine Professorinnen angestellt. Die FachFrauen Umwelt monieren, dass den weiblichen Lebenszusammenhängen in den Auswahlkriterien zu wenig Rechnung getragen wird und betonen, dass «nachhaltige Entwicklung neben ökologischen und ökonomischen Aspekten auch soziale Gerechtigkeit und somit auch die Chancengleichheit der Geschlechter beinhaltet».

Der Frauenanteil bei den Studierenden in den Umweltwissenschaften beträgt 41 Prozent.

Afrikanistik in Gefahr

Die Zukunft des Faches Afrikanistik ist ungewiss. Der einzige Privatdozent geht in Pension und es soll keine Professurstelle geschaffen werden. Seit letztem Semester werden keine Studierenden mehr aufgenommen.

Zur Zeit werden neben der Afrika-Linguistik in Zürich soziologisch-historisch ausgerichtete Afrika-Wissenschaften in Basel angeboten. Nur durch das Überleben der Afrikanistik in Zürich ist das Angebot aber genügend gross, um das im Rahmen von Bologna nötige ECTS-Volumen zu erreichen. Der Fachverein Afrikanistik hat nun den StuRa um Hilfe gebeten.

Fortsetzung von → Seite 1

Schliesslich wird die Polizei eingeschaltet, um den «StudentInnen aus dem 3. und 5. Semester» ihre Maske herunter zu reissen. Sie stellt fest, dass das Mail von einem Computer an der Treichlerstrasse 10 verschickt worden ist, auf den alle Studierende, Assistenten und Professor Zugriff haben. Wer sich allerdings zu besagter Zeit in diesem Raum aufgehalten hat, kann nicht mehr rekonstruiert werden. Die Polizei beschlagnahmt darauf die Computer von den Assistenten und von Professor Ruch und durchsucht sie nach Spuren des E-Mails. Über die Resultate dieser Ermittlung gibt sie allerdings keine Auskunft.

Nach dem Versand des Mobbing-Mails gerät die Situation ausser Kontrolle. Im Januar gibt eine zweite Assistentin nach nur vier Monaten ihre Anstellung auf. Die Fachrichtung zeigt Zerfallerscheinungen. Einzelne Veranstaltungen fallen aus. Mohiyeddini kündigt in einer Vorlesung an, er werde in der letzten Semesterwoche krank sein. Er wisse nicht mehr, ob er im Sommersemester weiter unterrichten könne.

Leid Tragende der Schlammschlacht sind die Studierenden. «Am Lehrstuhl herrscht seit mindestens einem halben Jahr eine vergifete Stimmung, Mohiyeddini und Ruch sprechen schon lange nicht mehr miteinander und meiden sich in den Institutsgängen. Wir bekamen ständig wilde Spekulationen zu hören, auch von den Beteiligten. Wir wissen bis heute nicht, wie es mit der Abteilung weitergeht. In einer solchen Atmosphäre ist ein vernünftiges Studium ausgeschlossen», sagt eine Studentin. Diese Endzeitstimmung hat sich herumgesprochen und schlägt sich in den Studierendenzahlen nieder. Von den neun Vertiefungsstudierenden, die im Gründungsjahr 2002 an der Abteilung begonnen haben, sind drei wegen der Ereignisse abgesprungen. 2003 haben sich zwar zwei Studierende im 5. Semester zur Vertiefung angemeldet, sie haben mittlerweile aber wieder aufgehört. Einzig einige Lizientanten haben sich im letzten Jahr eingeschrieben. Wer möchte schon auf einem Schlachtfeld studieren?

Das Geheimnis

Wer an den Ereignissen an der Treichlerstrasse 10 schuld hat, bleibt ein Geheimnis. Zu verworren ist die Situation, zu viele Gerüchte kursieren. Der Dekan, Andreas Fischer, sagt: «Dieses Zerwürfnis ist vertrackt. Ich habe die Akten durchgesehen und habe Mühe, zu sagen, was überhaupt passiert ist.» Der Anwalt, Adrian Suter, der die Geschichte im Auftrag der Unileitung untersucht und dazu mit allen Betroffenen gesprochen hat, teilt diese Einschätzung. «In einem solchen Fall könnte man ein Jahr lang forschen und wüsste noch nicht alles. Mir ging es nicht nur darum, möglichst nahe an die Wahrheit zu kommen, sondern auch eine praktikable Lösung vorzuschlagen.» Institutsleiter Wilkening schlägt in die gleiche Kerbe: «Ich hab viel von diesen Ereignissen mitbekommen. Trotzdem bleibt die Geschichte dunkel für mich.» Genauer Auskunft geben wollen aber alle drei erst dann, wenn die Unileitung ihren Entscheid gefällt hat.

Der Professor

Die befragten Studentinnen denken, dass die zwei Hauptkontrahenten im Kleinkrieg Willibald Ruch und Changiz Mo-

«In dieser Konstellation verhielt sich niemand mehr wie üblich.»

hiyeddini heissen. Aus ihrer gegenseitigen Abneigung machen die beiden keinen Hehl, in persönlichen Gesprächen und E-Mails bekamen die Studierenden abschätzig Anspielungen zu hören. Mohiyeddini ging so weit, seinem Vorgesetzten indirekte eine Persönlichkeitsstörung anzuhängen. Er sagt dann auch: «Ich er-



«In meiner 25-jährigen Zeit als Professor hab ich noch nie einen solch bizarren und komplexen Fall erlebt.»

warte, dass entweder alle Assistenten oder Ruch gehen müssen.» Ein pikantes Detail dabei ist, dass es Ruch selbst war, der seine Assistenten, die sich gegen ihn gewandt haben, angestellt hat.

Wer sind diese beiden Erforscher menschlicher Verhaltensweisen, die sich in kurzer Zeit derart zerstritten haben? Willibald Ruch, Jahrgang 56, ein Österreicher mit Bart und einem guten Ruf als Humorforscher, wird von Studierenden als zurückhaltend, aber angenehm im Umgang beschrieben. Manchmal wirke er verwirrt und vergesslich, seine Vorlesungen halte er in einer monotonen Sprechweise. Die Mobbingvorwürfe gegen ihn bleiben zwar nebulös. Die meisten Studierenden sind sich aber einig, dass Ruch seine Pflichten nicht immer wahrgenommen hat. Bis heute fehle der Abteilung eine fehlerfreie Studienordnung, die festschreibt, wieviele Seminare und Vorlesungen es für die Zulassung an die Lizprüfung braucht. Bei einigen Lehrveranstaltungen sei unklar gewesen, ob sie als Seminare oder als Vorlesungen angerechnet würden. Diese Vorwürfe stehen auch in einer Stellungnahme, die Franziska Luchsinger Anfang April an die Unileitung geschrieben hat.

Ruch selbst reagiert überrascht auf diese «ihm neuen Aspekte». Es gelte die Studienordnung vom September 2002, eine neue werde bald ins Netz gestellt. Prompt hat er nach der Anfrage des iQ ein E-Mail geschrieben, in dem er die Vertiefungsstudierenden fragt, ob sie die Vorwürfe bestätigen. Ob Studierende bereit sind, auf solche Anfragen bejahend zu antworten, wenn sie dies nicht anonym tun können, ist allerdings fraglich.

Studentinnen kritisieren weiter, Ruch habe die von ihm als Professor geforderte Anzahl Vorlesungsstunden nicht eingehalten. In mancher Vorlesung, die unter seinem Namen angekündigt wurde, sei er ein selten gesehener Gast gewesen. Meist hätten Assistenten seine Arbeit gemacht. «Ich habe Ruch während meines Vertiefungsstudiums fast nie gesehen», sagt eine Studentin.

Der Oberassistent

Changiz Mohiyeddini ist äusserlich das pure Gegenteil von Ruch. Auf seinem Kopf sind alle Haare wegrasiert, meist

ihm beschleiche einen manchmal das Gefühl, er versuche einen zu manipulieren. «Er hat uns Studierende offensiv über die Probleme am Institut informiert. Er sagte uns Dinge, die wir nicht wissen durften und wollten», sagt eine Studentin. So hat er in der ersten Woche dieses Sommersemesters vor über 100 Studierenden verraten, gegen Professor Ruch laufe ein Amtsenthebungsverfahren, eine Falschinformation, handelt es sich beim Verfahren lediglich um eine Sachverhaltsabklärung. Mohiyeddini bestreitet dann auch, das Wort «Amtsenthebungsverfahren» benutzt zu haben, drei Studierende bestätigen aber das Gegenteil. Eine ironische Fussnote des Konfliktes ist, dass Mohiyeddini unter anderem mehrere Artikel über «Teamarbeit» und «Sensibilität für widerfahrene Ungerechtigkeit» geschrieben hat.

Die Studierenden und andere Beobachter stimmen überein, dass Mohiyeddini und Ruch keine «einfachen Persönlichkeiten» seien. Erschwerend wirkte, dass die beiden an einem neuen Lehrstuhl aufeinander getroffen sind. Klare Strukturen und Zuständigkeiten haben gefehlt. Diese persönlichen und organisatorischen Schwierigkeiten führten offenbar zu permanenten Reibereien. So sei eine Konstellation entstanden, «in der sich niemand mehr verhielt wie üblich», vermutet eine Insiderin.

Die Versäumnisse

Die Unileitung hat den Bericht von Anwalt Adrian Suter mittlerweile erhalten und aufgrund seiner Empfehlungen einen Entscheid gefällt. Dessen Bekanntgabe verzögert sich aber heraus, da laut Kurt Reimann vom Rektorat noch rechtliche Abklärungen gemacht werden müssen. Bis dahin hüllen sich Mohiyeddini und Ruch in Schweigen. Beide wollen keine falschen Signale geben, beide wirken diplomatisch, fast zahm, wenn man das Ausmass des Konfliktes bedenkt. Aber schliesslich steht bei diesem Entscheid die berufliche Zukunft von beiden auf dem Spiel. Mohiyeddini erzählt, dass es allen Assistenten schlecht gehe. «Wir haben viele Überstunden gemacht, auf Ferien verzichtet. Und jetzt stehen wir vielleicht bald vor dem Nichts.» Sein Mitarbeiter, der beim Treffen mit dem iQ dabei ist, nickt trübselig und sagt kein Wort – wie während des ganzen Gesprächs. Die Opfermaske sitzt bei beiden.

Es stellt sich bei der ganzen Geschichte die Frage, wieso ein solcher Konflikt derart lange schwelen und zeitweise eine ganze Abteilung lahmlegen konnte. Und das obwohl Studierende, Fachverein und Assistenten mehrfach bei verschiedenen Stellen, unter anderem beim Institutsleiter Friedrich Wilkening, um Hilfe angefragt haben. Studierende hatten deshalb manchmal das Gefühl,

Wilkening habe zu lange abgewartet und sie immer nur auf später vertröstet. Wilkening weist diesen Vorwurf von sich. «Nachdem sich die Assistenten an den Dekan gewandt hatten, waren mir die Hände gebunden.» Ausserdem habe er sich noch vor einem halben Jahr nicht vorstellen können, dass die Geschichte solche Ausmasse annehmen würde. «In meiner 25-jährigen Zeit als Professor hab ich noch nie einen solch bizarren und komplexen Fall erlebt.»

Franziska Luchsinger-Vetter hat eine andere Erklärung für die Eskalation: «Obwohl Wilkening von der Sache unterrichtet wurde, sah er keine Handlungsmöglichkeiten. Es gibt nämlich an der philosophischen Fakultät immer noch kein Pflichtenheft, was ein Institutsdirektor tun muss und was nicht.» Ausserdem sei zu wenig bekannt, dass sich die Personalkommission der Uni auch solcher Probleme annimmt. «Die Studierenden sollten wissen, dass es eine Ombudsstelle für sie gibt. An diese können sie sich wenden, wenn Vorlesungen trotz konstruktiver Vorschläge schlecht bleiben, oder wenn sie sich mangelhaft betreut oder ungerecht behandelt fühlen.»

Die Studierenden des Lehrstuhls geben sich mittlerweile abgebrüht, sie haben sich an das Maskenspiel mit seinen unvorhersehbaren Wendungen gewöhnt. Auf die baldige Entscheidung angesprochen sagt eine Studentin: «Ich habe schon so viel gehört: nächste Woche kommt es aus. Daran glaube ich schon lange nicht mehr.» Und die Möglichkeit, dass die ganze Abteilung geschlossen werde, findet sie zwar schlimm, «aber immerhin würde endlich Klarheit herrschen.»

Entscheid von Unileitung offen

Es ist möglich, dass bei Erscheinen dieses iQs die Unileitung ihren Entscheid über die Zukunft des Lehrstuhls für Persönlichkeitsforschung und Diagnostik bereits bekannt gegeben hat. Um die Bekanntgabe abzuwarten, hat die Redaktion den Erscheinungstermin der Ausgabe um eine Woche nach hinten verschoben, da vieles darauf hinwies, dass sie dadurch den Entscheid noch vor dem Redaktionsschluss erfährt. Die Abklärung verzögerte sich aber weiter. Die Redaktion hat sich trotz der unsicheren Faktenlage für eine Berichterstattung entschieden, da eine solche im Interesse der Studierenden erfolgt. Der Redaktion ging es nicht darum, gewisse Personen zu diffamieren. Ziel des Artikel ist es, über einen aussergewöhnlichen Vorfall und die zu Grunde liegenden Machtstrukturen zu berichten.

STIFTUNG ZENTRALSTELLE

Denver-Clan in der Zentralstelle

Nach einer über mehrere Monate schwelenden Mobbing-Affäre hat der Studierendenrat (StuRa) den erst vor kurzem gewählten Stiftungsratspräsidenten Michael Näf abgesetzt. Der Zeitpunkt dafür könnte nicht ungünstiger sein: Nach schwierigen Jahren befindet sich die Zentralstelle auf dem steinigem Weg zurück in die Gewinnzone. Von Boris Schneider

Mit der Zentralstelle der Studentenschaft der Universität Zürich sind wohl die meisten schon in Kontakt gekommen: Sei es beim Kauf von Biomaterial, Vorlesungsskripten und Kopierkarten in den zwei Papeterien, sei es im Bücherladen oder in der Arbeitsvermittlungsstelle am Seilergraben. Was viele aber nicht wissen: Die rechtlich als Stiftung (!) organisierte Zentralstelle hat durchaus die Dimensionen eines KMU. Sie beschäftigt rund 40 Vollzeit-Angestellte und setzt jährlich über 12 Millionen Franken um. Mit dem Gewinn aus der operativen

Tätigkeit werden gemäss dem Stiftungsauftrag «diverse Fonds» alimentiert, deren Mittel in kulturelle oder soziale Projekte an der Uni zurückfliessen.

Im Jahr 2002 gab es allerdings kein Geld für gute Zwecke: Die Zentralstelle wies einen Verlust von 1,5 Millionen Franken aus. Dies hatte vor allem zwei Gründe: Zum einen erwirtschaftete der inzwischen veräusserte Computer Take-Away immer höhere Verluste, zum anderen belastete die Ablösung des alten Geschäftsführers die Rechnung schwer. Der zum Grossteil aus Studierenden beste-

hende und als oberstes Aufsichtsgremium amtierende Stiftungsrat der Zentralstelle verpflichtete mit Gion Pallechi einen neuen Geschäftsführer und machte sich daran, umfassende strukturelle Reformen auszuarbeiten und durchzuführen, deren Kernpunkt eine breitere Abstützung der Verantwortlichkeiten bildete. Zudem wurde der Rat verkleinert und die seit dem Jahr 1977 unveränderte Stiftungsurkunde sanft modernisiert. Nach dem Verkauf des serbelnden Computer Take-Aways im vergangenen Sommer scheint es jetzt wieder bergauf zu gehen: Für das Geschäftsjahr 2003 wies die Zentralstelle nur noch einen Verlust von 147 500 Franken auf. Und im Keller scheinen – so sieht es zumindest von aussen aus – keine weiteren Leichen begraben zu sein.

Mobbing-Stück wie im Theater. Doch ausgerechnet in dieser äusserst heiklen Phase leisten sich einige Mitglieder des Stiftungsrates eine Mobbing-Affäre, die es durchaus mit Episoden aus Dallas oder dem Denver-Clan aufnehmen kann. Diese Affäre gipfelte schliesslich an der letzten StuRa-Sitzung in der Abwahl des amtierenden Stiftungsratspräsidenten und im allgemeinen Chaos. Ihren Anfang nahm die filmreife Geschichte an einer Stiftungsrats-Sitzung im Dezember 2003: Durch die Runde geisterte ein Gerücht, das einen im operativen Geschäft der Zentralstelle tätigen Mitarbeiter betraf und eindeutig unter der Gürtellinie anzusiedeln ist. Das Plenum vereinbarte, besagtes Gerücht dort zu behalten wo es hingehört (unter der Gürtellinie nämlich), und keinesfalls weiter zu verbreiten. Ob sich wirklich alle Stiftungsräte an diese Abmachung hielten ist heute nicht klar. Auf alle Fälle sollte besagtes Gerücht einem schon länger schwelenden persönlichen Konflikt zwischen dem langjährigen Stiftungsratsmitglied Boris Zwysig und dem erst vor kurzem ins Amt nachgerückten Präsidenten Michael Näf zu einem filmreifen Finale verhelfen.

Näf warf Zwysig vor, das Gerücht ausgeplaudert zu haben. Ob letzterer das getan hat oder nicht, spielt eigentlich keine Rolle. Die angebliche Ausplauderei wurde jedenfalls von einigen Stiftungsratsmitgliedern zur «Verletzung einer kommissionsinternen Abmachung» hochstilisiert, was genügte, um den StuRa-Mitgliedern in einer per Post verschickten «Wahlempfehlung» die Abwahl von Zwysig zu raten, da dieser der «Kontinuität unter den Räten und Rätinnen» nicht förderlich sei. Anlässlich einer Aussprache bekam Zwysig Wind von dem Schreiben, das ohne sein Wissen bereits am Vortag sämtlichen StuRa-Mitgliedern per Post zugestellt worden war, und er beschloss, sich anlässlich der Wahl-Sitzung seinerseits mit einem Schreiben gegen die Vorwürfe zur Wehr zu setzen.

Es kam aber noch viel grotesker: Weil ja besagtes Gerücht als eigentlicher Auslöser der ganzen Affäre geheim gehalten werden musste, war der StuRa am 31. März gezwungen, einen Sachverhalt zu beurteilen, der ihm gar nicht bekannt

war – in der Tat wussten die StuRa-Mitglieder nicht einmal, dass es sich um ein Gerücht gehandelt hatte, vielmehr gingen sie davon aus, sie hätten es mit einer Indiskretion betreffend einer «heiklen Situation in einem der Betriebe» zu tun. Weil sich viele StuRa-Mitglieder vom Vorgehen Näfs anlässlich der Neufassung der Stiftungsurkunde hintergangen gefühlt hatten – damals wurden nicht alle Mitglieder, sondern lediglich das StuRa-Büro informiert – kam die Sache dann aber noch einmal ganz anders: Statt der Wahlempfehlung zur Abwahl Zwysigs zu folgen (der seine Kandidatur übrigens freiwillig zurückzog) wählte der StuRa (seinerseits von knapp 4,7 Prozent der Studierenden der Universität Zürich gewählt) kurzerhand den amtierenden Präsidenten Näf ab.

Studenten als «Verwaltungsräte»?

Ende gut, alles gut, könnte man meinen, denn momentan sitzt ja keiner der beiden Streithähne im Stiftungsrat, und besagtes Gerücht ist erfolgreich totgeschwiegen. Allerdings ist das Gremium durch das andauernde Hickhack entscheidend geschwächt.

Wichtiges Know-how – sowohl von Zwysig als auch von Näf – fehlt ausge-rechnet in der Phase, in der es am dringendsten gebraucht würde. Man muss sich vielleicht auch einmal den ganz normalen Wahnsinn vor Augen führen, dass die oberste Aufsicht (im Sinne eines Verwaltungsrates) über ein Unternehmen mit 40 Angestellten und 12 Millionen Franken Umsatz in den Händen von Studierenden liegt, die diesen Job neben ihren Vorlesungen und Prüfungen weitestgehend zum Zwecke der Selbstprofilierung ausüben.

Oder anders gesagt: Ist es tragbar, dass einzelne Ratsmitglieder durch das Zelebrieren persönlicher Animositäten in einer wirtschaftlich schwierigen Zeit leichtfertig die Existenz von 40 Mitarbeitenden gefährden? Als Berichterstatter dieser Seifenoper – und als Student im zweiten Semester – frage ich mich, was einen überhaupt zur Mitwirkung im Stiftungsrat der Zentralstelle bewegen kann (die rund dreihundert Franken Monatslohn für die doch recht zeitintensive, harte Arbeit sind kaum die zentrale Antriebsfeder). Als Antwort sei hier ein altes Stiftungsratsmitglied zitiert: «Ein bisschen machthungig war ich schon, aber das ist normal, das ist in diesem Gremium ja jeder.»

Früh übt sich also, wer in der Wirtschaft einmal hoch hinaus will.



«Eine Mobbing-Affäre, die es durchaus mit Episoden aus Denver-Clan aufnehmen kann.»

(Bilder: zvg)

→ Leserbrief

Abgehoben vielleicht, aber weltfremd – so ein Scheiss!
(«Weltfremd und abgehoben – wozu braucht es Phil-I-Studierende?», iQ 42)

Ich habe den Artikel «Weltfremd und abgehoben – wozu braucht es Phil-I-Studierende?» in der iQ-Ausgabe Nr. 42/2004 mit Interesse gelesen, weil ich nur zu gut weiss, was es heisst, einer neugierigen Tante zu erklären, warum man Geschichte anstelle von Wirtschaft oder Jus studiert. Und deshalb komme ich nicht umhin, ja fühle mich sogar aufgefordert, meine Meinung zu diesem Thema kund zu tun.

Und um es gleich auf den Punkt zu bringen: Ja, es braucht uns Geisteswis-

Wirtschaftskompatibilität oder am volkswirtschaftlichen Nutzen gemessen wird. Wenn es das primäre Ziel eines Philosophiestudenten ist, im Erwerbsleben eine Kaderposition zu besetzen, ist er ohnehin am falschen Platz. Was unsere Gesellschaft braucht, sind nicht noch mehr überbezahlte CEOs – was unsere Gesellschaft braucht, sind Menschen, die bereit sind, andere wichtige Aufgaben wahrzunehmen; Menschen, die Fragen angehen, die nicht mit Geld beantwortet werden können. Zu oft wird vergessen, dass sich im Leben – soviel zum Thema «weltfremd» – nicht immer alles um Finanzen und die Wirtschaft dreht. Unsere Notwendigkeit ist unumstritten, doch leider werden unsere Beiträge und Überlegungen heutzutage kaum noch geschätzt und in Anspruch genommen.

Nur weil wir Studierenden der Philosophischen Fakultät nicht dem wirtschaftsorientierten Gesellschaftsbild ent-

«Wissenschaften des Menschen»
(«Weltfremd und abgehoben – wozu braucht es Phil-I-Studierende?», iQ 42)

Weltfremd? Die Phil I Fächer setzen sich mit dem «Menschen» auseinander, man könnte sie auch Wissenschaften des Menschen nennen.

Niemand wird bestreiten können, dass der Mensch selbst im Zentrum unserer Welt steht, sie ausfüllt. Oder sind es Naturgesetze, ferne Galaxien oder abstrakte Formeln, die unser Bewusstsein beschäftigen, für uns Welt sind? Man sollte über den Begriff «weltfremd» nachdenken, bevor man ihn verwendet. Eine Diskussion über die Nützlichkeit von Studiengängen, wie Ihr sie führt, sollte man auf Ebene der Universität selbst führen, sie betrifft nicht nur einzelne Fakultäten. Eine direkt praxis- und berufsorientierte Ausbildung braucht keine Universitäten. Dafür sind spezialisierte Schulen geeigneter. Was machen wohl alle die Biologen, Mathematiker etc., die weder Gymnasiallehrer noch Professor werden? Sie finden sich schlussendlich auch bei einer Bank oder Versicherung wieder. Die Frage, die sich grundlegend stellt, ist, ob die Universität, als Jahrhunderte alte, traditionelle Institution weitergeführt werden soll, oder ob nur auf ein direktes Berufsbild hingearbeitet werden soll.

Philip Blum, Geschichtsstudent

«Dumpe Klischees und Schlagworte»
(«Weltfremd und abgehoben – wozu braucht es Phil-I-Studierende?», iQ 42)

Obwohl der Artikel zum Thema Phil-I-Studenten gut geschrieben ist und beide Seiten der – zugegebenermassen ziemlich schwierigen – Problematik beleuchtet, beschränkt sich der Titel auf dumpe Klischees und Schlagworte. Hauptsache, die Leute schauen hin!

«Von einer Uni-Zeitschrift hätte ich mehr erwartet als Vorurteile und Klischees.»

Die Klassifizierung aller Phil-I-Studenten als weltfremd und abgehoben mag in einigen, vielleicht auch vielen Fällen, zutreffend sein. Analog dazu könnte man aber auch von Phil-II-Studenten als Fachidioten sprechen, die Partikularwissen über ein Themengebiet erarbeiten, darüber hinaus aber keine Ahnung haben von der Art und Weise, wie diese Informationen überhaupt zustande kamen, respektive erhoben wurden.

Simple Vereinfachungen dieser Art dienen nicht gerade dem guten Klima zwischen Phil-I- und Phil-II-Studenten. Mit Schlagworten und Verallgemeinerungen wie diesen wird polarisiert, ohne Argumente einzugehen. Die Phil-I-Studenten sind weltfremd, die andern

sind Fachidioten, und dazwischen gibt es nichts.

Auch ist ihnen anscheinend nicht bewusst, dass es sowohl unter den Phil-I- als auch unter den Phil-II-Studenten verschiedene Arten von Menschen gibt. In jedem Fach und jeder Richtung gibt es sowohl «faule», «unnütze» (Ihr Kriterium von «nützlich» respektive «unnützig» orientiert sich anscheinend am Marktwert und der Verkaufbar-

keit) als auch hart arbeitende und «nützliche» Studenten. Aber darauf gehen Sie natürlich nicht ein – sonst müsste man ja noch einen weniger schlagkräftigen Titel setzen. Und wenn schon provozieren im Titel, hätte wenigstens im Leadtext die provokative Titelüberschrift relativiert werden müssen, wie das weiter unten im Artikel geschieht.

Von einer Universitäts-Zeitschrift hätte ich mehr erwartet als Vorurteile und Klischees, vor allem als fett gedruckter Titel auf der Frontseite. Anscheinend ist dem aber nicht so.

Meiner Ansicht nach ist diese Artikelüberschrift gerade mal auf Blick-Niveau.

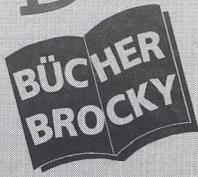
Fabian R.

«Es braucht GeisteswissenschaftlerInnen – heute mehr denn je.»

senschafterInnen – heute mehr denn je. Denn dass in unserer ach so modernen und fortschrittlichen Welt einiges verkehrt läuft, sollte allgemein bekannt sein. Das zeigt nur schon die Tatsache, dass der Wert unseres Studiums an der

sprechen, sind wir noch lange nicht weltfremd. Im Gegenteil: Wir sind die Alterna-tive zum Liquiditätsgrad II. Dass meine Tante das nicht versteht, nehme ich ihr nicht übel.

Bücher Brockenhaus



www.buecher-brocky.ch

100'000 Bücher und Schallplatten für
1 - 4 Franken

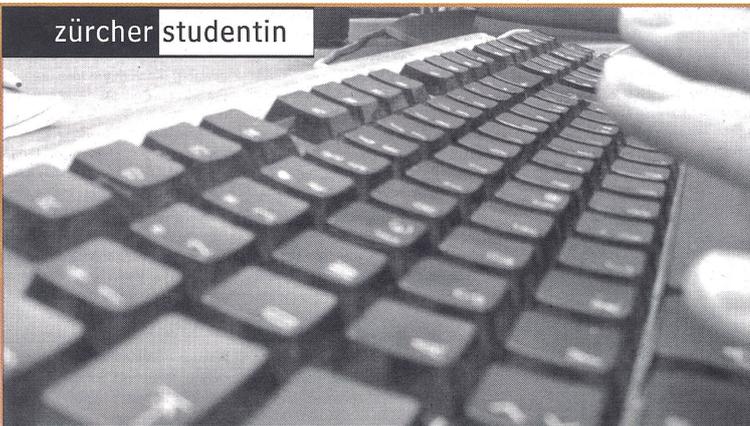
Ein Erlebnis in Zürich, Aarau, Luzern und Basel

Bücher-Brocky
Zürich

Mo 10:30 - 18:30
Di 10:30 - 18:30
Mi 10:30 - 18:30
Do 10:30 - 20:00
Fr 10:30 - 18:30
Sa 09:00 - 16:00

Bederstrasse 4
(hinter Bhf. ZH-Enge,
Hofeing. Gutenbergstr.)

zürcher studentin



RedaktorIn gesucht!

Die Redaktion der «Zürcher Studentin» sucht das fünfte Redaktionsmitglied. Horizontweiternde, vielseitige Arbeit an Text und Bild. Geiles Team. Guter Zweck. Bewerbungen an: manuel.jakob@freesurf.ch oder Medien Verein ZS, Personalabteilung, Rämistrasse 62, 8001 Zürich

«ZS» und «iQ»
müssen leben!

Medien Verein ZS
Rämistrasse 62
8001 Zürich

PC: 80-16346-9

K **L** **V** **I** **O**

Buchhandlung und Antiquariat
Zähringerstrasse 41/45, Zürich 1

Geschichte
Philosophie
Germanistik
Alte Sprachen
Soziologie
Politologie
Ethnologie
Theologie
Publizistik

Wissenschaftliche
Buchhandlung
mit Titeln zu den
Uni-Veranstaltungen

Tel. 044 251 42 12
www.klio-buch.ch

Roeland Wiesnecker ist



STRAHL

JETZT IM KINO

«Elektrisierend grossstädtisches Kino, wie es das hierzulande noch nie gegeben hat.» Tages-Anzeiger

«Langstrassenblues... entwickelt eine ausgesprochene Sogwirkung.» TELE

«Schmutzig. Ehrlich. Hautnah.» Bieler Tagblatt

LOOK NOW!

www.zentralstelle.unizh.ch

Arbeitsvermittlung

Irchel
Seilergraben 17
8001 Zürich
Schwarzes Brett im Büro
arbeit@zsuz.unizh.ch
Mo-Fr: 9.30-13.00 Uhr
und 14.00-16.30 Uhr
www.arbeitsvermittlung.unizh.ch

Bücherladen

Irchel
Winterthurerstr. 190
8057 Zürich
Tel. 044 361 67 93
Fax 044 635 64 32
ladeni@zsuz.unizh.ch
Mo-Fr: 9.30-16.15 Uhr

Bücherladen

Zentrum
Seilergraben 15
8001 Zürich
Tel. 044 261 46 40
Fax 044 260 74 91
buch@zsuz.unizh.ch
Mo-Fr: 9.30-16.30 Uhr
online Bücher bestellen:
www.zentralstelle.unizh.ch

Studentenladen

Irchel
Winterthurerstr. 190
8057 Zürich
Tel. 044 361 67 93
Fax 044 635 64 32
ladeni@zsuz.unizh.ch
Mo-Fr: 9.30-16.15 Uhr

Studentenladen

Zentrum
Schönberggasse 2
8001 Zürich
Tel. 044 634 45 23
Fax 044 634 45 26
ladenz@zsuz.unizh.ch
Geöffnet Semester
Mo-Fr: 9.30-17.15 Uhr
Geöffnet Ferien
Mo-Fr: 9.30-16.30 Uhr

Studentendruckerei

Irchel
Winterthurerstr. 190
8057 Zürich
Tel. 044 635 64 37
Fax 044 635 64 39
drucki@zsuz.unizh.ch
Mo-Fr: 10.00-11.30 Uhr
und 12.30-16.30 Uhr

Studentendruckerei

Zentrum
Rämistrasse 78
8001 Zürich
Tel. 044 634 45 27
Fax 044 634 45 29
druckz@zsuz.unizh.ch
Mo-Fr: 8.30-14.00 Uhr
nachmittags auf Anmeldung

Kiosk Irchel

Lichthof Uni Irchel

Kiosk Zentrum

Eingang Dr. Faust-Gasse

INTERVIEW MIT CHRISTIAN AEBERLI VON «AVENIR SUISSE»

«Bildung ist ein Geschäft»

Avenir Suisse hat seit Anfang Jahr zwei Studien zur Schweizer Hochschullandschaft herausgegeben. Während die Forderung nach deutlich höheren Studiengebühren ein grosses Medienecho ausgelöst hat, blieb die neueste Studie eher unbeachtet. Dabei ist die Forderung nach einem «trivalenten» Hochschulsystem nicht weniger umstritten. Christian Aeberli von Avenir Suisse erklärt, weshalb man sich künftig für eine Hochschule bewerben muss und welche Vorteile höhere Studiengebühren haben. Von Beat Metzler und Andi Gredig

iQ: Im internationalen Vergleich belegen die Schweizer Hochschulen gute Plätze. In Ihrer neuesten Studie warnen Sie nun aber davor, dass die Schweiz in die zweite Bildungsliga absteigt. Malen Sie schwarz?

Aeberli: An der Pressekonferenz wurde uns vorgeworfen, wir klagen auf hohem Niveau. Das ist sicher nicht ganz falsch. Aber wir sind in Sorge um den Ausbildungsplatz Schweiz. Im neu entstehenden europäischen Hochschulraum werden die Studierenden in Zukunft ihren

Hochschule man abgeschlossen hat. Auch die Arbeitgeber in der Schweiz werden diesen Aspekt in Zukunft noch stärker berücksichtigen.

Aber das heutige System, dass man mit einer Schweizer Matur an jeder Schweizer Hochschule studieren kann, ist dann vorbei...

Ja das ist so. Man kann überall beobachten, dass die Qualität einer Hochschule mit der Qualität ihrer Studierenden zusammenhängt. Es wäre sinnvoll, wenn

Was ist denn mit Fächern die im Markt nicht so gut ankommen?

Es gibt Fächer, für die es andere Interessen als die des Marktes gibt. Wo der Markt nicht spielt, muss der Staat eingreifen. Es sollte aber möglich sein, beispielsweise die Astronomie in Basel zu schliessen, wenn man sie auch in Zürich oder Magdeburg studieren kann.

In solchen Fällen bräuchte es also ein regulierendes Organ?

Die Regulierung soll über die Nachfrage gemacht werden.

Es gibt die Nachfrage von den Studierenden und die von Seiten der Wirtschaft. Wie würde in Ihrem Modell mit einem Fach wie Publizistik – einem «Boom-Fach» – umgegangen werden?

Eine solche Abteilung muss sich überlegen, wie sie sich profilieren kann. Wenn sie sich für ein gutes Betreuungsverhältnis, eine tiefe Abbruchquote und glückliche Studierende entscheidet, muss sie vielleicht aus finanziellen Gründen eine Zulassungsbeschränkung einführen.

Läuft ihre «Typologie» auf ein System mit Elite-Unis hinaus?

Wir möchten ja lediglich ein bis zwei Universitäten auf ähnlichem Niveau wie

Gehen wir noch auf die Studie zu den Studiengebühren ein: Wieso fordern Sie keine einkommensabhängigen Studiengebühren, das würde doch in Ihr Konzept passen?

Man muss aufpassen, dass man mit den Progressionen nicht zu weit geht und die Leute mit einem hohen Einkommen derauf bestraft, dass es gar nicht mehr interessant ist, ein höheres Einkommen zu haben. Irgendwann wird es kontraproduktiv.

Man darf Erfolg nicht bestrafen. Man braucht ein Steuersystem, das sozial gerecht ist.

Würden bei höheren Studiengebühren mehr oder weniger Stipendien ausbezahlt werden?

Darauf sind wir nicht näher eingegangen. Wir fordern ein national geregeltes System. In Ergänzung zu den Stipendien kämen die Darlehen hinzu.

Würde das System mit den Darlehen nicht die Studienwahl stark beeinflussen? Wer möchte mit einem abgeschlossenen Phil-I-Studium und einem Schuldenberg in das Berufsleben einsteigen?

Statistisch gesehen verdienen die Phil-I-Studierenden nach dem Abschluss etwa gleichviel wie die übrigen. Zudem zahlen

ungsverhältnisse von heute sind nicht tragbar und mit dem Geld durch höhere Studiengebühren könnte hier sehr viel verbessert werden.

Die Anzahl der Studierenden nimmt ständig zu, wieviele Studierende braucht es in der Schweiz?

Das ist eine schwierige Frage. Gemäss OECD-Studie studieren derzeit 19 Prozent in der Schweiz, der Durchschnitt der OECD-Länder liegt bei 30 Prozent. Diesen, denke ich, sollten wir erreichen.

Dann würde die Bildung noch teurer.

Ja. Man müsste einen Ausbau anstreben. Wobei Bildung natürlich nicht eine Ausgabe, sondern vielmehr eine Investition oder sogar ein Geschäft ist. Die Volkswirtschaft profitiert letztlich von einer Hochschule.

Die Idee für höhere Studiengebühren beruht auf dem Verursacherprinzip, aber Studierende kosten unterschiedlich viel. Müsste ein Veterinärstudium neun Mal mehr zahlen als Phil-I-Student?

Wir schlagen vor, dass die Hochschulen selbst ihre Studiengebühren festlegen können. Dann würden Angebot und Nachfrage spielen und der Markt würde den Wert eines Studiums regulieren. Wenn es im Veterinärstudium keine Studierenden mehr hat, würde es billiger werden und umgekehrt.

Gäbe es bei einer Gebührenerhöhung mehr Werkstudierende, so dass sich auch die durchschnittliche Studiendauer verlängert würde?

Genau für diejenigen, die sonst arbeiten müssten, werden ja die Darlehen bereitgestellt.

Sie sagen in ihrer Studie, dass die Studierenden von der gleichaltrigen arbeitenden Bevölkerung finanziert werden. Gleich sich das nicht aus, wenn die Studienabgänger mehr verdienen und höhere Steuern zahlen?

Wer eine Lehre macht, zahlt früh Steuern und muss später für seine Meisterprüfung je nach Beruf nochmals 20 000 Franken zahlen, das ist hart. Auf der anderen Seite stehen die Studierenden, die das nicht müssen. Das ist sicher nicht gerecht.

Müsste man dieses Problem nicht von der anderen Seite angehen und die hohen Preise einer Meisterprüfung kritisieren? Für eine Leistung, die man bekommt, soll man einen Anteil bezahlen... und wenn es anders finanziert wäre müssten wir nicht miteinander diskutieren?

Jedem und jeder die ganze Ausbildung zu bezahlen ist also nicht finanzierbar?

Ja. Im Moment gibt es nicht mehr Geld für die Bildung und wenn man die Qualität erhöhen will, geht das nur mit Studiengebühren. Global gesehen sind Studiengebühren normal.

Sie sprechen in ihrer Studie oft von Chancengleichheit...

...nein, ich spreche nur von Chancengerechtigkeit.

Die Chancengerechtigkeit würde mit höheren Studiengebühren abnehmen...

...das stimmt empirisch überhaupt nicht. In keinem Land, das Studiengebühren kennt, ist dies der Fall. Die Chancengerechtigkeit lässt sich nur erhöhen, wenn man die Kinder zwischen null und zehn besser fördert. Die Diskussion um Chancengerechtigkeit setzt bei der Uni am falschen Punkt an.

Blicken wir zum Schluss noch in die Zukunft: Zahlen wir in fünf Jahren 5 000 Franken Studiengebühren?

Ja. In fünf Jahren, ja.

Und Ihr Vorschlag vom trivalenten Hochschulsystem, umgesetzt in 10 Jahren?

Ich hoffe, dass wir in diese Richtung gehen. Sonst werden meine Kinder vermutlich im Ausland studieren...

«Die Diskussion um Chancengerechtigkeit setzt bei der Uni am falschen Punkt an.»

Ausbildungsplatz mehr nach Qualität der Hochschule als nach Standort auswählen. Es ist wichtig, dass die Schweiz hier zuoberst mitspielt. Tatsächlich ist die ETH Zürich bereits eine Top-Hochschule, aber es sollte mindestens eine Universität von derselben Qualität vorhanden sein.

An welche Universität denken Sie dabei?

Es ist nicht an mir, das zu entscheiden. Zürich hätte aber sicher gute Chancen, nicht zuletzt aufgrund der Synergien mit der ETH. Es wäre aber auch denkbar, dass hier eine Fachhochschule – zum Beispiel Winterthur – mitspielt.

Aber wir wollen nicht einfach eine Spitzenschule. Wir gehen von drei Typen aus, die sich weniger bezogen auf Qualität und Leistung unterscheiden, sondern in Bezug auf die Ausrichtung.

Ist die Idee, dass die Jugendlichen künftig in Paris, London oder Mailand anstatt in Bern, Zürich oder Luzern ein Studium antreten, nicht unrealistisch?

Heute ist es sicher so, dass etwa 80 Prozent der Studierenden in der Nähe ihres Wohnortes studieren. Das wird für den Bachelor wahrscheinlich so bleiben, für den Master wird aber eine höhere Mobilität einsetzen. Bologna steckt zwar noch in den Kinderschuhen, wird sich aber entwickeln. Es entsteht – auch in den Köpfen – ein neuer Markt. Im angelsächsischen Raum ist es bei der Jobsuche schon heute entscheidend, an welcher

man sich mit einem umfangreichen Dossier bewerben müsste. Obwohl es auch möglich sein muss, sich ohne Matur zu bewerben, wäre das Maturazeugnis sicher ein wichtiger Bestandteil eines solchen Dossiers.

Würde auch der Druck auf die Kantonschulen steigen, weil die Maturazeugnisse unterschiedlich wertvoll wären?

Das ist schwierig vorzusagen. Ich denke eher nicht, wobei es wünschenswert wäre, dass es auch bei den Gymnasien einen grösseren Wettbewerb gibt.

Könnte es sein, dass man mit einer Matura an keine Hochschule mehr kommt?

...dann gehen sie halt an eine Hochschule im Ausland...

Gäbe es auch Hochschulen in der Schweiz, die einfach die schlechten Studierenden aufnehmen müssten?

Natürlich, die schlechten Unis würden die schlechten Studierenden anziehen.

Sie haben vorher gesagt, dass die Unterschiede zwischen den Hochschulen nicht eine Frage der Qualität, sondern eine der Ausrichtung seien. Jetzt sprechen wir doch von schlechten Unis...

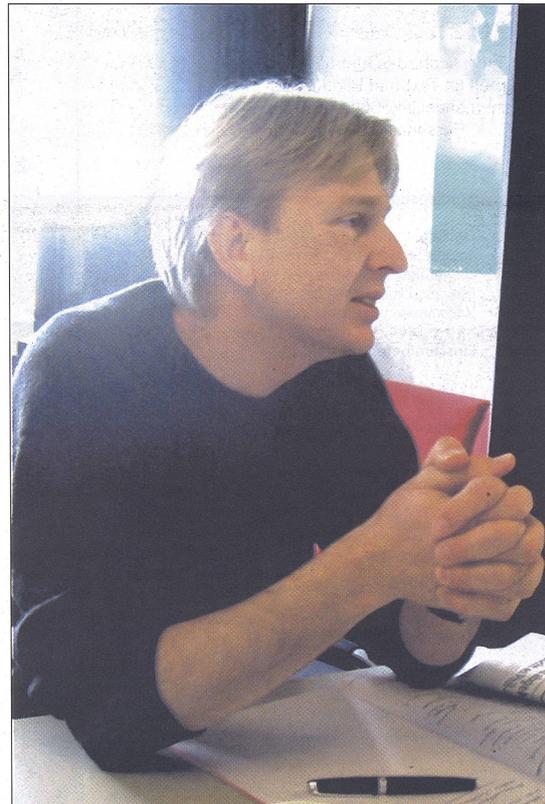
Qualität hängt nicht mit der Ausrichtung zusammen. In unserem trivalenten Hochschulsystem reden wir von globalen, europäischen und nationalen Hochschulen – natürlich müssen alle eine hohe Qualität aufweisen. Pädagogische Hochschulen sind ein gutes Beispiel; schlechte Lehrerinnen und Lehrer können ein ganzes Leben verpfuschen, deshalb brauchen wir auch hier unbedingt eine gute Ausbildung – die Ausrichtung ist aber national.

Qualität ist schwer zu messen...

Ja, das stimmt. Wir sind diesbezüglich auch eher zurückhaltend und vertrauen hier mehr auf die Marktkräfte. Die Nachfrage wird einiges über die Qualität aussagen. Es spricht sich herum, wo die Betreuungsverhältnisse gut sind, wo man schneller studieren kann und welche Uni die geringste Abbruchquote aufweist. Das sind alles Qualitätsindikatoren.

Sie sprechen von Markt, Wettbewerb, Nachfrage und Angebot. Ist Bildung ein Markt und unterscheidet sich kaum von Turnschuhen?

Natürlich kann man Bildung nicht mit Turnschuhen vergleichen, aber es gibt einen Bildungsmarkt. Bildung ist kein Produkt, aber die Mechanismen sind dieselben. Wenn wir nicht wollen, dass plötzlich ausländische Investoren in die Schweiz kommen und private Hochschulen aufbauen, müssen wir diese Mechanismen akzeptieren.



Christian Aeberli: «Es entsteht in den Köpfen ein neuer Markt.» (Bild: and)

die ETH Zürich. Die Universitäten finden natürlich, dass es alle zehn sein sollten, aber da Spitzenhochschulen mehr kosten, geht das nicht.

Es besteht die Gefahr, dass in diese international ausgerichteten Unis sehr viel Geld investiert wird und dafür in die anderen nichts mehr.

Das Ziel ist ein gutes Ausbildungssystem. Um dieses Ziel zu erreichen, braucht es eine Bündelung der Finanzen. Heute bekommt die ETH Zürich mehr Geld als alle anderen Hochschulen. Wenn man eine zweite Hochschule dieser Qualität möchte, muss man mehr investieren. Aber ich finde es auch problematisch, wenn jede Fachhochschule versucht, einen Forschungsbereich aufzubauen.

sie, wenn sie 30 000 Franken über zehn Jahre zurückzahlen müssen, 3 000 «Fränkli» im Jahr. Wenn man das noch durch 12 teilt und diesen kleinen Betrag mit dem vergleicht, was man mit einem Studium gewonnen hat, erscheint die Belastung tragbar.

Das klingt so, als wäre ein Schuldenberg von 40 000 Franken vernachlässigbar.

Man kann ja noch Fallschirme einbauen, steuerliche zum Beispiel. Aber es wird sicher auch Leute geben, die das Darlehen nie werden zurückzahlen können. Deshalb verlangen wir ja auch nicht, dass solche Darlehen von Privaten angeboten werden, das Risiko wäre viel zu hoch.

Aber was wir eigentlich wollen ist ja eine Qualitätsverbesserung. Die Betreu-

Avenir Suisse

Avenir Suisse wurde 1999 von 14 Schweizer Firmen ins Leben gerufen und will frühzeitig relevante Themen definieren und zukünftigen Handlungsbedarf aufzeigen. Avenir Suisse vertritt eine marktwirtschaftliche Position und orientiert sich an einem liberalen Welt- und Gesellschaftsbild. Der Think Tank geht davon aus, dass in der Regel den Marktkräften ein möglichst weiter Spielraum zugestanden werden sollte, und dass die anstehenden Probleme nicht in erster Linie vom Staat zu lösen sind.

Für Aufsehen sorgte eine Ende Januar von Avenir Suisse in Zusammenarbeit mit economieuisse und dem Arbeitskreis für Kapital und Wirtschaft veröffentlichte Studie, in der Studiengebühren von jährlich 5 000 Franken gefordert wurden. In ihrer neuesten Studie zum Hochschulbereich fordert Avenir Suisse ein trivalentes Hochschulsystem mit national, europäisch und global ausgerichteten Hochschulen.

Die Studiengänge der Università della Svizzera italiana (USI) wurden den Bologna-Richtlinien angepasst. Ab Oktober 2004 umfasst das Angebot folgende neue

Master- Programme

Wirtschaftswissenschaften

Finance
Economics, Institutions and Public Policies
Economia e management

Kommunikationswissenschaften

Gestione dei media
Tecnologie per la comunicazione
Technology-Enhanced Communication for Cultural Heritage
Formazione
Comunicazione istituzionale

Kommunikations- und Wirtschaftswissenschaften

Corporate Communication
Marketing
International Tourism
Financial Communication

Informatikwissenschaften

Zulassungsbedingungen

Bewerber müssen eine mit dem gewählten Programm verwandte Ausbildung besitzen:

- Bachelor
- drei abgeschlossene Studienjahre (180 Kreditpunkte) eines vier- oder fünfjährigen Lizenzierungsprogramms
- abgeschlossenes Studium

Den Interessenten, die bereits ein Lizientat bzw. ein vier- oder fünfjähriges Studium abgeschlossen haben, wird ein **personalisiertes Programm** angeboten. Dieses entspricht in der Regel einem Studienjahr (60 Kreditpunkte).

Studiengebühren

CHF 2'000 pro Semester. Für Kandidaten, welche ihre Maturaprüfung nicht in der Schweiz absolviert haben, beträgt die Semestergebühr CHF 4'000.

Stipendien

Die Stiftung für die Fakultäten von Lugano stellt Stipendien von CHF 5'000 zur Verfügung. Diese werden nach Kriterien der akademischen Resultate und des Einkommens vergeben.

Einschreibetermin

1. Juli 2004.

Interessiert?

Bestellen Sie die detaillierte Broschüre oder schauen Sie in unsere Homepage rein.

Università della Svizzera italiana
Servizio di orientamento
Via Buffi 13
6904 Lugano
orientamento@lu.unisi.ch
091 912 47 95



www.master.unisi.ch



gijon int. filmfestival
Bester Film
Beste Ausstattung
Beste Regie



venedig filmfestival
Special Directors Award



stockholm int. filmfestival
Bester Film
Bestes Spielfilmdebüt
Bestes Drehbuch
Bester Darsteller

Horst Krause in SCHULTZE gets the blues

ein Film von Michael Schorr

«Wo das abgründig stoische und das
himmelweit Schräge sich innig verbunden
sind, sozusagen auf Leben und Tod,
da fühlen wir uns zu Hause.
Drum ist uns dieser Film sofort Heimat.»

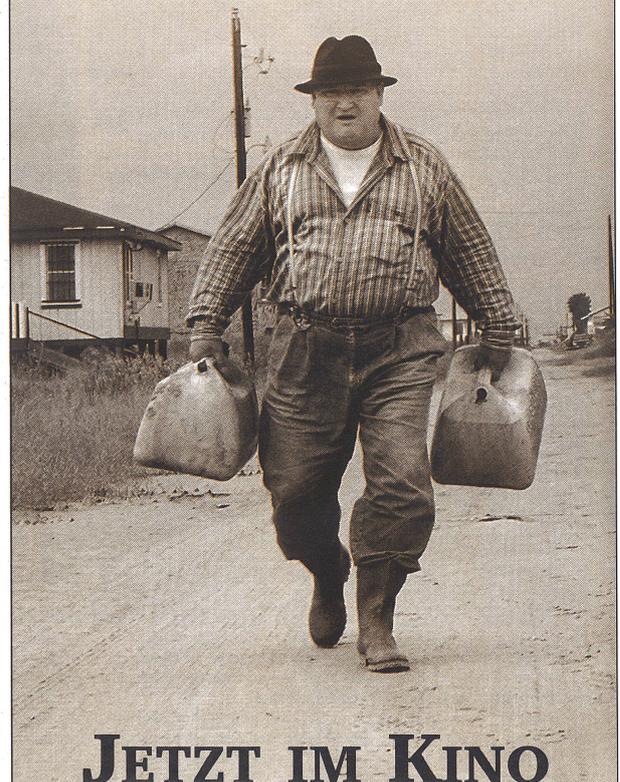
NZZ am Sonntag

«...eine Art Kaurismäki aus Sachsen-Anhalt:
lakonisch, mit leisem Humor und einem
geradezu überwältigend stillen Happy End.»

Berliner Tagesspiegel

«Einer der bisher besten Filme des Jahres – ein
grosser kleiner Film, der für jeden
anspruchsvollen Kinogänger zum absoluten
Pflichtprogramm gehört.»

outnow



JETZT IM KINO



www.schultzegetstheblues.de



NACHTLEBEN

Freie Sicht aufs Mittelmeer in Züri West

Zürichs «Wilder Westen» verkommt zum Disneyland. Casting-Shows, Freikirchen, Cabriofahrer und Zigarrenraucher vertreiben die «Restkultur» aus dem Kreis 5. Doch es gibt Ausnahmen – das kürzlich eröffnete Restaurant «Rosso» ist eine besonders schöne. **Von Jan Strobel**

Ein milder Frühlingsabend in Züri West, dort, wo die «CoolCapital» am hipsten ist. Im Schiffbau geht die «Orestie» von Aischylos in ihre letzten Szenen. Vor der Labor-Bar beginnt sich langsam eine muntere Schlange aus MissSixty-Jeans und Bernies-Shirts zu bilden. Oben rauscht der Verkehr über die Hardbrücke Richtung Oerlikon. Ein HipHopper aus Wettingen sucht das K5. Man zeigt ihm den Weg. Voll easy. Ein Girl stolpert auf ihren Highheels von Vögele Richtung Supermarkt davon, als wäre sie Carrie, ihre Schuhe von Manolo Blahnik und Züri New York. In der HardOne Lounge wird derweil zufrieden Zigarre geraucht, während der Bluewin-Tower gegenüber sein blaues Licht in den Himmel über Züri strahlt. Irgendwo munkelt jemand von einer Schlagerparty mit DJ Wolana. Dann endlich kommt sie, die bange Frage: Gibt es im Westen wirklich nichts Neues?

Im Halbdunkel zeichnen sich plötzlich die düsteren Bögen des Wipkinger Viadukts ab. Wehmütig kommen Szenen aus der Vergangenheit hoch, Szenen aus dem Bananen und Frucht, jenem Restaurant, das sich mit seinem Charme so wohlthuend von der Westside abgrenzte und trotzdem ihr fester Bestandteil war.

Die Gnocchis schmeckten wie bei der Nonna, und in regelmässigen Abständen rollte die S-Bahn über das Gewölbe des Restaurants hinweg. Oben in der kleinen Lounge nippte man an seinem Cynar und fühlte sich vollends im urbanen Himmel. Wenn selbst Pariser Freunde versicher-

ten, so etwas wie diesen Ort in ihrer Stadt nicht zu kennen, konnte sich das Agglo-Kind kaum noch retten vor Stolz auf seine «Little Big City». Letztes Jahr schloss das Bananen und Frucht seine Tore. Das Viadukt soll nun in den hippen Westen geführt werden. Im Februar fan-

den die Macher des alten Restaurants eine neue Bleibe in unmittelbarer Nachbarschaft und nannten ihre Wiedergeburt schlicht Rosso. Das klingt nach Nonna, nach Rotwein und Gnocchi, nach neuem Leben in der spassigen Langeweile von Züri West.



«Das Rosso bleibt anders.»

(Bild: and)

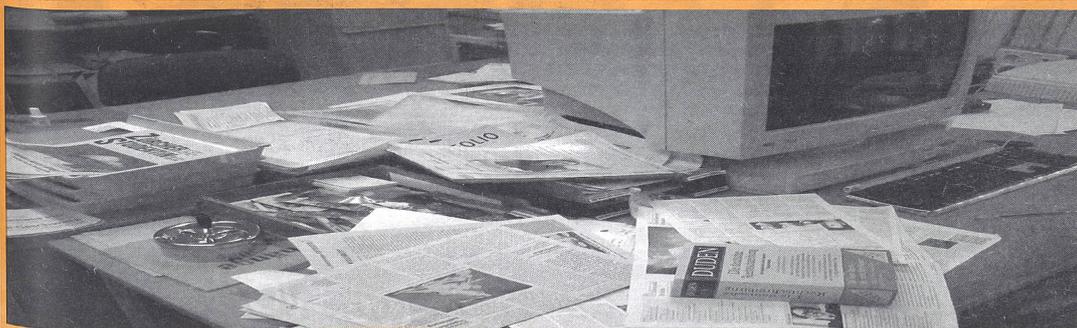
Wie eine Hafentaverne in Genua

Wer auf seinem Weg in die Spider oder ins UG kurz innehält, entdeckt hinter der unscheinbaren Tür eines «ausgedienten» Industriegebäudes das pralle Leben einer mediterranen Taverne. Das raue, authentische Ambiente verleiht dem Publikum einen künstlerischen, geniesserischen Touch. Mit aufgekremptem Hemd sitzt ein Mittvierziger an einem der langen Tische und bestellt sich seinen Espresso, der hier wie ein spanischer «Café Cortado» im Gläschen serviert wird. An der Bar wird ein offener Hauswein aus Sizilien angeboten, während im Ofen die Pizza mit Sardellen für 18 Franken vor sich hin brutzelt. Zwei Frauen rauchen schweigend karibische Zigarillos, und meine Begleitung isst unsere knusprige Pizza, die keinen kulinarischen Wunsch offen lässt. Man schwitzt schnell im Rosso. Der offene Kamin verbreitet seine heisse Luft im ganzen Raum. Der Blick aus den grossen Fenstern fällt auf die Gleise des Bahnhofs Hardbrücke. Es könnte aber auch das Mittelmeer sein, eine Hafentaverne in Genua.

Der Pastis (um die sechs Franken) läuft bitter die Kehle hinunter. Die freundliche Bedienung kündigt die letzte Runde an und ist froh, dass sich die Tische allmählich zu leeren beginnen. Am Toggelkasten wird ein letztes Match ausgetragen.

Man kennt diese Stimmung aus dem nahegelegenen Restaurant Les Halles. Der Gedanke ist richtig und doch irgendwie falsch. Das Rosso bleibt anders. Oder vielleicht ist es eine italienisch-spanisch-portugiesisch-griechische Version des französischen Pendants an der Pfingstweidstrasse? Auch wir verlassen das Restaurant und treten hinaus in die Westside. Jemand empfiehlt uns eine Party mit «geilem Techno». Wir werden hingehen.

Laut: «SUCHEN AKQUISITEURIN!»



Leise:

**«Inserate-AkquisiteurIn.
Der Job für Lautstarke und Marketingbegabte.
Enthusiasmus und Teamgeist Voraussetzung.
Für Fragen und Bewerbung: andi@gredig.ch oder
Medien Verein ZS, Personalabteilung, Rämistrasse 62, 8001 Zürich.»**

→ Impressum

iQ-Quartalsinfo für die StudentInnen von Uni und ETH. Erscheint vierteljährlich, 11. Jahrgang, Auflage 33'000.

HerausgeberInnen: Medien Verein ZS (MVZS), Verband Schweizerischer StudentInnenschaft (VSS), Kommission für Entwicklungsfragen (KFE-Uni), Verein Assistenten an der Universität Zürich (VAUZ), KOSTA/Polyballkommission, Pantheon, Amazora, zart&heftig, Hellenischer Studentenverein, Fachvereine Architektur, Biologie (BI-UZ), Ethnologie, Geografie (Geoteam), GIFT, Geschichte, Jus, Kunstgeschichte, Mathematik, Medizin, Ökonomie, Psychologie, Sonderpädagogik, Soziologie und Theologie.

Redaktion: iQ, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Telefon: 01/261 05 54
Mobile: 076/490 99 88
E-Mail: andi@gredig.ch
Andi Gredig (andi) und Beat Metzler (bat)

Verlag: Medienverein ZS, Zürich

Mitarbeiter Text: Jonas Bulliger, Bert Busch, Christian Hänggi, Boris Schneider, Jan Strobel

Mitarbeiter Bild: Roman Beranek, Jonas Bulliger, Tschäse

Layout: Redaktion iQ

Druck: ropress, Zürich

Inserate: iQ, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Telefon: 01/261 05 54
Mobile: 076/490 99 88
Andi Gredig
Di - Fr 14 - 16 Uhr
InserentInnen schicken wir gerne unsere Media-Dokumentation.

Titelschutz: UNIKUM-POLYKUM

iQ wird allen Studierenden von Uni und ETH Zürich zugeschickt. Sowohl Verlag als auch Redaktion sind studentisch. Nachdruck von Texten oder Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion gestattet. Ungefragt eingesandte Beiträge sind erwünscht. Ebenso LeserInnenbriefe, Tipps und Hinweise aus der Bevölkerung.

Unlimited global career opportunities.

Verantwortung? Herausforderung? Weiterentwicklung? Zukunftschancen? Interessiert? Dann bewerben Sie sich noch heute. Denn wir suchen engagierte und qualifizierte Hochschulabsolventen, die in einem dynamischen, global führenden Finanzinstitut ihre ambitionösen Ziele erreichen wollen.

www.ubs.com/graduates



RAUS AUS DER UNI,
REIN INS VERGNÜGEN!

NA WO WÖHL?



Weltweit 4000 Jugendherbergen. Und 60 davon in der Schweiz. Als Mitglied kannst Du in über 80 Ländern der Welt übernachten. Egal ob in den Semesterferien oder zwischendurch - hier in der Schweiz oder anderswo. **01 360 14 14.**
www.youthhostel.ch

**SCHWEIZER
JUGENDHERBERGEN**  HOSTELLING
INTERNATIONAL

2. Bund

ZÜRICH: Stadtentwicklung
Aussenwerbung: Belebung oder Ausverkauf des öffentlichen Raums?
→Seite 10

MUSIK: Multipler Bösewicht
MF Doom ist für zwei hinterlistige Hip-Hop-Alben verantwortlich. Eine Anklage.
→Seite 11

FILM: Mikrokosmos Stadt
Drei Filme erzählen vom Leben, Lieben und Sterben in Berlin, Rio und New York.
→Seite 11

DER LETZTE MILITÄRDienstVERWEIGERER ERZÄHLT

Halbpension

Der «Blick» sprach vor zwei Jahren hinsichtlich der vielen Militäruntauglichen von einer Generation von «Weicheiern». Wehrdienstmüden stehen zwei unterschiedlich mühsame Alternativen für den Ausstieg zur Verfügung: der bequeme «blaue Weg» und der Wechsel in den Zivildienst. Fast vergessen ist die dritte Möglichkeit. Der Knast. Von Jonas Bullinger

Als ich eines kalten Wintermorgens das Tor des Gefängnisses hinter mir ins Schloss springen hörte, fühlte ich keinen Triumph, kaum Erleichterung, aber eine stille Freude über die wieder gewonnene Freiheit. Drei Monate und zehn Tage waren genug. Genug für ein Wort mit vier Buchstaben: Nein. Nein zur Schweizer Armee.

Nebst allen rational fassbaren Gründen die ich ins Feld führte: Irgendetwas in mir hatte auf die Verweigerung hingearbeitet, liess sie unausweichlich werden. Ein Freund hatte mich ausgelacht: «Super, da hast du dir ja eine Gratistherapie verschafft.» Vielleicht hatte er Recht gehabt. Es fällt schwer, diesem Wort in einer psychologisierten Gesellschaft etwas entgegenzuhalten, in einem weltanschaulichen Gravitationsfeld, in dem selbst der politischste Akt zur privaten Panne erklärt wird. Nicht dass ich mich als überaus politisch empfand. Aber immerhin war es ein Akt der Selbstbestimmung gegenüber dem Inakzeptablen.

Nun stand ich also da, wieder draussen, mit meinem Kleiderkoffer und den Säcken voller Bücher, irgendwo eine Zahnbürste, Badetücher, ein Beutel mit Rotkraut, den mir mein Zellengenosse Franz vermachte hatte.

Franz war drei Wochen vor mir rausgekommen. Er musste sich irgendwo in Spanien an der Sonne aalen, hatte bei einem Wettbewerb eine zehntägige Reise gewonnen. Eigentlich war ich froh gewesen, seine un menschliche Schnarcherei los zu sein; schlimmer war nur noch sein Gerede im Schlaf. Er hielt, seines Zeichens Gipsermeister, ganze Baustellen in Schwung, die liebe lange Nacht. Aber wenn man wochenlang im selben Zimmer haust, wächst man zusammen. Manchmal vermisse ich ihn.

Franz hatte wegen Besoffenheit am Steuer gesessen – betrunken konnte man das nicht mehr nennen –, wie die meisten in unserer Abteilung. So war ich, zumindest was den Grund für meinen Aufenthalt im Knast betraf, ein Aussenseiter. Der Wehrdienstverweigerer ist eine aussterbende Spezies, und ich war, wohl oder übel, einer geworden.

Vom Rekrut zum Verweigerer

Dabei hatte es anfangs meiner Militärkarriere gar nicht danach ausgesehen. Alles begann in den wohlgeordneten Bahnen eines jungen Schweizer. Mit achtzehn die Aushabung, kein Gedanke, es nicht zu tun, man machte es einfach, wie der Vater, der Grossvater vorher, 12-Minuten-Lauf, Stangenklettern, Medizinballwurf, ein rudimentärer Psychotest (war der Baum mit oder ohne Wurzeln gezeichnet?), das Gespräch mit dem Aushabungsoffizier («Sie haben eine Menge Punkte gemacht – wollen Sie zu den Grenadiern?»). Mit Nasenrumpfen Zuschlag zu den Aufklärern erhalten, Stempel «diensttauglich» ins graue Büchlein bekommen, und fertig war der Rekrut.

Drei Jahre später Rekrutenschule, man lernt Gleichaltrige aus der ganzen Schweiz kennen, Zugschule, Ausbildung am Gerät, feierliche Übergabe des Ge-

wehrs über der Schweizerfahne (inklusive Trommelwirbel), Strafen wegen Nichtbefolgen von Befehlen, allesamt Bagatellen, insgesamt eine spannende Zeit, ein etwas anderes Pfadfinderlager



«Zum einzigen Zuhause geworden.»

(Bilder: Jonas Bullinger)

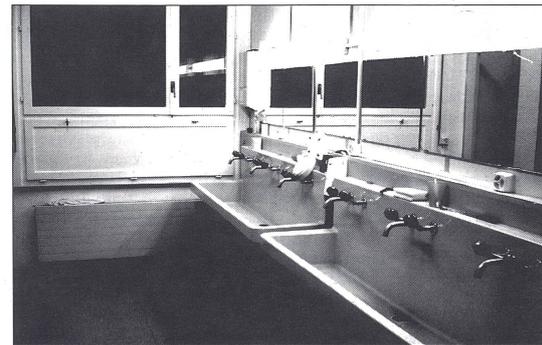
mit zaghaften Frauenbekanntschaften aber epischen Besäufnissen (Kiffer wurden wegen Drogenmissbrauchs nach Hause geschickt).

Es folgten die ersten regional organisierten Wiederholungskurse, ein paar Freunde aus der Rekrutenschule blieben erhalten, aber die Sinnlosigkeit gewisser Befehle wurde immer offensichtlicher, man stellte das ganze Unternehmen in Frage. Gleichzeitig begann ich mich mit Fragen internationaler Politik und Herrschaftspolitik auseinanderzusetzen, der erzieherische Charakter des Militärs offenbarte sich zusehends, unnatürliche Autorität an allen Ecken, die Milliarden von Franken für Kriegsmaterial erschienen immer absurder angesichts der realen Bedrohungslage, der Absenz ziviler Friedensförderung und der Verarmung in anderen Weltgegenden und nicht zuletzt im eigenen Land. Es reifte der Entschluss heran, mich aus dem Militär zu verabschieden.

Gegen den «blauen Weg»

Als erstes dachte ich an den Discountweg; man geht zu einem nicht gerade militärbegeisterten Psychiater, die Adressen sind bekannt, lässt sich zwei, drei Neurosen attestieren und wird ohne viel Aufhebens aus der Armee ausgeschlossen. Dasselbe gilt für Ärzte und körperliche Gebrechen. Seit der Armeeabschaffungsinitiative vor etwas mehr als zehn Jahren erfreute sich der «blaue Weg» aus der Armee, wie er genannt wurde, nicht nur unter Dienstunwilligen, sondern auch – und das ist ein offenes Geheimnis – unter der Armeeführung grosser Beliebtheit. Einerseits wurde die Armee seither stets re-dimensioniert, so dass man ohnehin nicht mehr für jeden Dienstpflichtigen einen wenigstens halbwegs vernünftigen Job fand, andererseits sortieren sich junge Schweizer ohne grosse Begeisterung fürs Militär gleich selbst aus, was das Frustrationspotenzial unter den Dienstleistenden wie auch unter der Stimmböschung deutlich gesenkt haben dürfte. Die GSoA ist am verschimmeln während

Generation von «Weicheiern», untermauert mit Zitaten von Psychologen und eines Offiziers aus dem Generalstab. Dass diese Weicheier einem seitens der Armee nicht unerwünschten Trend folgten, und dass sie im Militärdienst keinen Sinn – Stichwort «Hysterie des Kalten



Krieges» –, respektive keine Aufstiegschancen mehr sahen wie noch ihre Väter vor ihnen – Stichwort «Eintritt in den schweizerischen Filz» aus Militär, Politik und Wirtschaft» –, blieb unerwähnt. Das wurde allgemein kaum zum Thema – mit der Weicheier-These lässt sich die allgemeine Wehrpflicht nun einmal besser aufrechterhalten.

Kleiner Seelenstrip für den Staat

Ich dachte an weitere Möglichkeiten des Austritts, überlegte mir einen Wechsel von der Armee zum Zivildienst, so wie es ein Bekannter von mir getan hatte. Zivildienstler helfen in Krankenhäusern, Alters- und Kinderheimen oder unterstützen sonstige gemeinnützige Projekte, allesamt sehr hilfreich. Dabei nehmen sie in Kauf, das Eineinhalbfache der Militärdienstzeit beinahe gratis zu arbeiten und müssen sich vorher einer geradezu grotesken Gewissensprüfung unterziehen: ein kleiner Seelenstrip für den Staat. Vor einem zusammengewürfelten Tribunal

aus Privatpersonen muss der Zivildienstler glaubhaft darlegen können, dass er religiöse Vorbehalte gegenüber oder einen persönlichen Gewissenskonflikt mit dem Dienst in der Armee verspürt.

Nichtsdestotrotz schrieb ich ein Zivildienstgespräch, aber nicht ganz unerwartet wurde ich mit den angegebenen Gründen (u.a. «jeder Rappen fürs Militär ist Geldverschwendung» – ich konnte es nicht lassen.) nicht einmal zum Vorgespräch eingeladen. Mein Bekannter löste das eleganter. Für die Gewissensprüfung schlüpfte er in die Rolle eines verworrenen Literaten mit besten Absichten gegenüber der Armee, aber, leider, unheilbaren Mutterkomplexen. Er kam vor's Tribunal, wurde zugelassen, und am Ende diskutierten sie über Literatur.

Der Weg zur Verhandlung

Bald darauf erlebte ich einen zermürbenden Abend. Die Stunde der Entscheidung war gekommen, auf leisen Sohlen, ohne jegliches Pathos, aber mit viel Einsamkeit. Sollte ich zum Psychiater gehen oder einfach das sagen, was ich im Kopf hatte – «nein» – und die Konsequenzen in Kauf nehmen? Und wenn ich nein sagte, wollte ich mich damit zum Märtyrer machen, zum letzten Unbeugsamen? Waren meine Gründe eitel? Ich ging sie noch einmal durch, dachte an den einfacheren Weg, denn vom Militär wollte ich weg, keine Frage. Nach stundenlangem Hin und Her, das Denken hatte mittlerweile ausgesetzt, fiel die Entscheidung. Der Weg vor mir wurde sichtbar, mit allen Unannehmlichkeiten, die er bringen würde. Ich war dankbar, aber mir war nicht gerade heldenhaft zumute.

Wenig später erhielt mein Kommandant meinen Brief. «Hiermit verweigere ich den Militärdienst usw. usw.» Er rief mich an, ein kurzes Gespräch. Noch kür-

dann die Anklageschrift, zuletzt die Vorladung zur Verhandlung.

Wie im Strassenverkehr

Die Verhandlung war, um es sachlich zu halten, eine Farce. Im Nachhinein fragte ich mich, wieso es nötig war, fünf Richter, den Ankläger, den Verteidiger und einen Gerichtsschreiber in jenes ohnehin nicht sonderlich sympathische Gebäude zu beordern, nur um am Schluss das sagen zu können, was alle Anwesenden sowieso schon wussten, und woran nicht einmal mein Pflichtverteidiger den sanftesten Zweifel hegte (er tippte vor der Verhandlung auf fünf Monate). Vierzig Minuten auf dem Stuhl vor der zur Hälfte dösenden Richterschaft sitzend, nur der Hauptrichter und der Ankläger schienen in ihrem Element, der Verteidiger gab sich ehrliche Mühe und wechselte unzählige Male die Sitzstellung. Der Ton war anständig, nur der Ankläger zu meiner Rechten peitschte – Geschützdonner? – meine uneinsichtige Haltung. Darauf hatte der Verteidiger, dann ich das Wort: «Ich finde es beeindruckend, dass jene, die zu dem stehen was sie denken, bestraf und jene, die sich davon drücken, indirekt belohnt werden.» Zugegeben, das war etwas naiv. Aber bevor der Richter nach der Beratung meinen Egoismus geisselte und mir fünf Monate Knast verpasste, schaffte er es, mein Votum bloss aussehen zu lassen: «Wissen Sie, es ist wie im Strassenverkehr: Die einen fahren zu schnell und werden erwischt, und die anderen haben eben Glück.»

Kein Opfer der Justiz

Es war ein seltsames Gefühl, vom Gefängnis wegzufahren. Immerhin hatte ich drei Monate meines Lebens dort verbracht. Mein Zimmer in der Stadt untervermietet, war es zum einzigen Zuhause geworden, auch wenn ich fünf Mal die Woche raus konnte. Halbpension. Und ich lernte gute Leute in einer Art und Weise kennen, wie es im sonstigen Leben nur selten vorkommt. Alle sassen im gleichen Boot, und alle hatten etwas gemeinsam, sei es nur die Tatsache, dass sie mit dem Gesetz in Konflikt geraten waren, waren stur oder bis zu einem gewissen Grad unbelehrbar. Und keiner musste dem anderen etwas vormachen. Hatte dies einer trotzdem versucht, wurde er ausgelacht, denn fürs Schönreden war der Sachverhalt einfach zu offensichtlich. Ich habe denn auch keinen in Erinnerung, der mehr als einmal versucht hätte, sich als Justizopfer in Szene zu setzen.

Ich fuhr Richtung Zürich. Was hatte ich nun getan, was erreicht? Die Zeit im Gefängnis hatte mir keine grosse Mühe bereitet, ich fand sie im Gegenteil sehr bereichernd. Vielleicht hatte mein Freund tatsächlich Recht mit seinem Gelächter. Eine Gratistherapie. Aber nicht eine ohne Aussage, immerhin.



STADTENTWICKLUNG

Wildwuchs im Werbewald

Werbung auf öffentlichem Grund und öffentlich genutztem Privatgrund nimmt ständig zu. Um ihre Stimme über dem Geräuschpegel der herkömmlichen Plakate hörbar zu machen, erfinden Werber neue und auffallendere Werbeflächen. Widerstand dagegen ist kaum spürbar. **Von Christian Hänggi**

Plakatwerbung im öffentlichen Raum ist so präsent, dass sie kaum wahrgenommen wird. Ausnahmen bestätigen die Regel, und so stutzen viele, als am Kirchturn der reformierten Kirche Balgrist Ende Januar eine riesige Werbung für die Gelben Seiten angebracht wurde. Die «Wallscape» («Wandschaft», einer der Begriffe, die sich für diese Art von Werbung im angelsächsischen Raum durchsetzen konnte) sollte für die Dauer der Renovationsarbeiten am Baugerüst befestigt mit monatlich 15 000 Franken die Renovation mitfinanzieren. Ironischerweise, ist man zu sagen versucht, wurde das melancholische Bildnis für die Säkularisierung der Kirche ein paar Wochen später durch einen Sturm weggerissen.

Das Thema Aussenwerbung ist freilich so alt wie umstritten. Werbelogende David Ogilvy schrieb 1983: «The world would be a safer, prettier place without billboards», und sagte den Untergang der Aussenwerbung voraus. Howard Gossage, ebenfalls ein toter amerikanischer Werber, schrieb 1960 im Harper's Magazine: «Es ist so seltsam, dass Werbeplakate überhaupt existieren, dass die gegenwärtige Kontroverse, ob Aussenwerbung entlang den Bundesstrassen erlaubt sein soll, so unrettbar wie die Frage, ob man in feuergefährlichen Zonen Hexen verbrennen darf. Scheinbar hat sich nie jemand damit befasst, was Werbeplakate überhaupt irgendwo zu suchen haben.»

Vierfarbiger Konsumentenindex...

Out-of-Home Advertising (OOH), der Fachbegriff für Aussen- und Innenwerbung (wie WC-Werbung), ist in der Tat ein seltsames Werbemedium. Es tritt vorwiegend in Plakatform auf und finanziert im Gegensatz zu Print-, Fernseh- oder Radiowerbung kein zweites Medium. Es ist Werbung pur und wird als solches Luxusprodukt oft als Zeichen einer florierenden Marktwirtschaft verstanden. Ursula Koch, damalige Stadträtin, schrieb 1997 im Plakatierungs-Gesamtkonzept der Stadt Zürich: «Das Plakat ist – in der Stadt und für ihr Publikum erfunden – vor allem ein urbanes Werbemittel, das Belebtheit, Austausch, Kommerz und Kommunikation fördert.» Die Massenmedien, die zur Existenzsicherung und weil sie so schön bunt ist, der Werbung einen Platz einräumen, können abgeschaltet oder überblättert werden, während man vor einer Plakatwand am Central nicht einfach die Augen schliessen kann. Für Werbung im öffentlichen Verkehr gilt dies natürlich ebenfalls: «An Verkehrsmittelwerbung kommt niemand

vorbei.» (VBZ). Während bei einer Zeitung die Seiten limitiert sind und im Fernsehen theoretisch nicht mehr als 24 Stunden Werbung pro Tag gesendet werden kann (was gesetzlich verboten ist), sind der Plakatierung des öffentlichen Raums keine physischen Grenzen gesetzt.

Hierzulande hat Aussenwerbung mit rund 15 Prozent einen der weltweit höchsten Anteile an den Gesamtwerbeausgaben. Gemäss Peter Leutenegger, Vizepräsident des Branchenverbands Schweizer Werbe- und Kommunikationsagenturen (BSW) und CEO der Werbeagentur FCB Leutenegger Krüll, ist dies darauf zurückzuführen, dass die wenigen TV-Stationen in der Schweiz nicht sehr viele Werbefenster bereithalten können. Ausserdem wird die im Ausland dominante Fernsehwerbung im «Zeitungsland Schweiz» durch die Printmedien weiter unterminiert.

Die Allgemeine Plakatgesellschaft APG ist klare Marktführerin in der Schweiz. Auf öffentlichem Grund ist sie mit 99.5 Prozent Marktanteil gar Monopolistin. Von den Schweizer Städten hat einzig Bellinzona einen Vertrag mit Konkurrentin Clear Channel. Laut Bernard Liechti, Leiter Reklamenanlagen des Amts für Städteplanung, hat die Stadt Zürich das alleinige Recht für Plakatflächen und die APG verpachtet mit der Auflage, mit den anderen grossen Plakatgesellschaften zusammenzuarbeiten. Details zu diesem Pachtvertrag sind weder bei der Stadt noch bei der APG öffentlich zugänglich. Ulrich von Basewitz, APG-Finanzdirektor und Mitglied der Geschäftsleitung, versichert, es handle sich um einen «anständigen Betrag», den seine Firma für das Plakatierungsrecht bezahlt.

Grundsätzlich ist Aussenwerbung kantonal geregelt. Die Praktiken für Werbung auf öffentlichem Grund variieren jedoch von Ortschaft zu Ortschaft. Gemäss Bernard Liechti müssen in der Stadt Zürich Baugesuche für Plakatflächen nicht ausgestellt oder öffentlich ausgeschrieben werden. Mindestens vier Ämter begutachten ein Baugesuch, und im Schnitt wird nur jedes dreissigste bewilligt. Abgelehnt werden Gesuche wenn die Plakatfläche sich nicht in die Umgebung einfügt oder wenn sie die Verkehrsteilnehmer ablenkt. Steht die Plakatfläche erst einmal, können Anrainer Rekurs einreichen, sofern sie gute Gründe vorbringen können. In den meisten umliegenden Gemeinden muss eine neue Werbefläche ausgestellt werden und beim Bauamt zur Einsicht aufliegen. Die



Bringt Farbe in den Alltag: Grossflächige Plakatwand am Central.

(Bilder: Tschäpe)

Nachfrage in zwei Seegemeinden ergab, dass auf dem «Land» nicht viele Gesuche eingehen. Männedorf hatte letztes Jahr vier Gesuche, wovon eines abgelehnt wurde. In Uetikon am See gehen «fast keine Gesuche» ein. Sowohl Liechti wie auch Hans Rutz, Leiter des Bauamts von Uetikon am See, räumen ein, dass mit den Gesuchstellern in erster Linie der Dialog gesucht wird, um zu einem Konsens zu gelangen.

...oder Aktion zur Stadtverschönerung?

Konsens mit den Gesuchstellern ist jedoch nicht gleichbedeutend mit Konsens mit der Bevölkerung. Der stille Konsens, der im Schweizerlande in so vielen Belangen herrscht, kann eine Vielzahl von Gründen haben. Die wichtigsten sind, dass man dem Thema zustimmt, es einem egal ist, oder man sich nicht genug daran stört, um daraus ein Politikum zu machen. Dies ist mit Aussenwerbung nicht anders. In Zürich regt sich relativ wenig Widerstand gegen die Plakatierung des öffentlichen Raums. Während Bürgergruppen in Nordamerika und Frankreich regelmässig Werbeplakate veranstalten und die Problematik der Werbebotschaften und des öffentlichen Raums thematisieren, ist es in der Schweiz verächtlich ruhig. In Lausanne fordert «La Meute Suisse», eine feministische Vereinigung, dass Werbezonen signifikant reduziert werden. Zürichern ist möglicherweise die «Aktion zur Stadtverschönerung» präsent, in der eine anonyme Gruppe im Sommer 2002 Plakatflächen mietete und Poster eines am Strand spielenden Hundes aufhängen liess. Peter Leutenegger begrusst diese Aktion als Kulturbeitrag und Zeichen dafür, dass die Meinungsäusserungsfreiheit garantiert ist, während Werber Hermann Strittmatter sich gemäss einem Tages-Anzeiger-Artikel über die Zweckentfremdung der Werbeflächen erbot. Gemäss Ulrich von Basewitz ist die Schweiz im Vergleich zu anderen Ländern von Vandalenakten an Plakatflächen relativ verschont geblieben. Einzig in der Westschweiz, vorab in Genf, sind teilweise systematische Verschandelungen von Plakaten zu beobachten, die «politisch motiviert sein könnten», vermutet von Basewitz. Zugenommen haben sie insbesondere rund um den letztjährigen G8-Gipfel in Evian.

Ein Stadtbild ohne Werbung würde eher an eine Metropole jenseits des

Eisernen Vorhangs erinnern als an ein romantisches mittelalterliches Städtchen. Dennoch kann man sich gewisser Bedenken nicht erwehren, wenn eine grosse Firma für viel Geld eine riesige Plakatfläche mietet, um so der Welt ihre Botschaft kundzutun, während die kleine Firma oder der kleine Bürger nicht mal davon zu träumen wagt. Weitere Bedenken mögen sich anmelden, wenn man die Struktur des globalen Aussenwerbe-marktes betrachtet. Die drei grossen Aussenwerber in Europa sind JCDecaux (Nr. 6 in den USA), Clear Channel (Nr. 2) und Viacom Outdoor (Nr. 1). JCDecaux gehören 30 Prozent der APG-Mutter Affichage Holding. Viacom und Clear Channel besitzen beide eine Menge anderer Medien wie Radio- und Fernsehstationen und können so von der Produktion bis zur Promotion die ganze

tion von Plakatflächen als einzige durchführbare Antwort der Werbebranche auf die Überflutung des öffentlichen Raums durch Werbeplakate. Beat Roeschlin beteuert in einem Interview, dass die Clear Channel-Plakatflächen ständig neu beurteilt und unbefriedigende entfernt werden. Er schützt, dass es rund 30 000 Plakatstellen zuviel gibt und macht der APG den Vorwurf, selbst in Provinzbahnhöfen ohne nennenswertes Publikum Werbeflächen – notfalls auch mit Gratisplakaten – zu bewirtschaften: «Das Medium Plakat kann in der Schweiz seinen überdurchschnittlich hohen Anteil an Werbeausgaben nur aufrecht erhalten, wenn diese Bereinigungen schnellstens durchgeführt werden. Plakatflächen gehören nicht in Landsgemeinden – diese sind für den Werbetreibenden bedeutungslos.» Für von Basewitz spricht der «Neid des

«In Zürich regt sich wenig Widerstand gegen die Plakatierung des öffentlichen Raums.»

Wertschöpfungskette abdecken. Die Voraussetzungen für eine Verflachung der Unterhaltungskultur und die Beeinträchtigung der Kommunikationsfreiheit sind zumindest theoretisch gegeben. Kommt hinzu, dass die wenigen grossen Outdoor-Firmen häufig untereinander Beteiligungen an anderen Medienunternehmen kaufen und verkaufen. Viacom Outdoor ist präsent in acht europäischen Ländern. Den Sprung in die Schweiz hat sie noch nicht gemacht. Geschähe dies, ist anzunehmen, dass die Anzahl Plakatflächen nochmals zunehmen würde, da sich Viacom signifikante Anteile am einheimischen Aussenwerbe-markt aneignen müsste. Von Basewitz ist zuversichtlich, dass die Schweiz einen zu kleinen Markt darstellt, um für Viacom überhaupt interessant zu sein, während Beat Roeschlin, CEO von Clear Channel, deren Eintritt begrüßen würde, um die Monopolstellung der APG zu schwächen.

Um dem Wildwuchs einen Riegel zu schieben und die Qualität des Stadtraums zu erhöhen, verordnete das Zürcher Plakatierungs-Gesamtkonzept 1997 der Pächterin APG eine Reduktion der Plakatstellen auf öffentlichem und privatem Grund um 30 Prozent (laut APG geschah dies auf APG-Initiative). Peter Leutenegger sieht die freiwillige Reduk-

Besitzlosen» aus diesen Worten, und er versichert, dass die Plakate nur da sind, weil sie sich wirtschaftlich lohnen.

Ein Blick hinter die Kulissen offenbart rasch, wie kontrovers und umfangreich das Thema ist. Was für die einen das Stadtzentrum belebt, wird für die anderen zum Ausverkauf des öffentlichen Raums. Während die einen die farbenfrohen Plakatstellen als Zeichen wirtschaftlichen Aufschwungs begrüssen, sehen die andern darin die visuell kontaminierenden Auswüchse der Konsumgesellschaft. Wo die einen den Garant für die freie Meinungsäusserung erblicken, wittern die anderen die Einengung derselben. Vielleicht wäre die Jahrzehnte alte Idee von Bill Tara, eines Werbekünstlers und Konsulenten, ein interessanter Ansatz. Der Tara-Plan schlägt vor, Plakatparks zu eröffnen, Freilichtmuseen, die in gediegener Atmosphäre abseits vom Lärm der Grossstadt Werbeposter ausstellen, die man nach Herzenslust durchstöbern kann.

Weiterführende Links:

www.apg.ch
www.clearchannel.ch
www.jcdcaux.com
www.viacom-outdoor.com
www.gfk.ch/gfk/pdf/vademecum2003.pdf



Werbung für Wandverschönerung? Eine leere Plakatfläche am Hauptbahnhof.

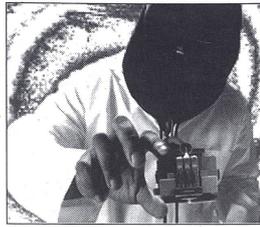
→ Musik

Bert Busch

Multipler Bösewicht

MF Doom ist ein Mann mit vielen Namen und ohne Gesicht. Der New Yorker MC schlüpft für fast jedes seiner Projekte in eine neue Rolle, am liebsten schmückt er sich mit Namen, die an Bösewichte aus Comics-Strips erinnern. Sein Äusseres versteckt Doom hinter Masken, von sich selbst spricht er nur in dritter Person. Hier nimmt einer die Postmoderne beim Wort, und das erst

noch äusserst wortgewandt. Schliesslich ist MF Doom für zwei der besten Hip-Hop-Alben des letzten



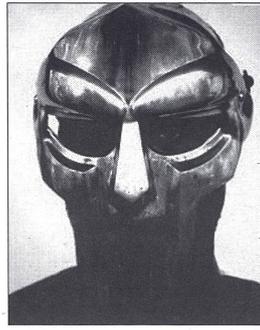
Magier mit wissenschaftlichem Flair.

halben Jahres verantwortlich – «Vaudeville Villian» und «Madvillain». Auf «Vaudeville» ist Doom unter anderem Viktor Vaughn, ein Magier aus Afrika, der in die USA reist, um dort seine Zauberkünste mit wissenschaftlichen Erkenntnissen zu verfeinern. Dabei erhält er telepathische Botschaften des Ausser-

irdischen Geedorah, dessen Part Doom gleich selber übernimmt. Für die Vertonung dieser irren Geschichte sorgten drei Produzenten des Underground Hip-Hop-Labels Sound-ink, und wie es sich für einen Trip durch verschiedene Dimensionen gehört, klingen die Produktionen verschroben futuristisch. Digitaler Müll scheppert durch das Funk-Universum, Beat-Meteoriten sausen durch Synthie-Milchstrassen. Doom selbst reimt dabei wie Dr. Octagon mit Kehlkopfkrebs, heiser und doch sehr präzise. Ein Science-Fiction-Comic fürs Ohr, weggedreht und doch sehr Hip-Hop.

Auf «Madvillain» geht es eine Portion erdiger zu und her. Statt in die Zukunft führt die Reise diesmal in die 50er-Jahre. Madlib, einer der momentan versiertesten Hip-Hop-Produzenten, klebt aus einer Unzahl von obskuren Samples Tracks zusammen, die in ihrer Spontanität und scheinbaren Ungenauigkeit an die frühen Wu-Tang-Produktionen erinnern. Auf 22 Tracks eröffnet sich ein

Hörspiel aus zahllosen, verstaubt klingenden Ton- und Stimmfetzen. Und obwohl Madlib tief in der Vergangenheit bei



Madvillain, am Rande des Gesetzes.

wühlt, rönt das Ganze frisch und wuchtig. Doom gibt sich diesmal als «Villain» aus, ein Rebell, ausserhalb des Gesetzes,

der in den pruden USA sein Unwesen treibt. Die Gladiator-Maske, die Doom auf dem Cover trägt, hindert ihn glücklicherweise nicht am Reimen. Im Gegenteil. Dooms Zungenfertigkeiten kommen auf «Madvillain» noch eine Spur abwechslungsreicher als auf «Vaudeville» daher. In atemberaubender Geschwindigkeit spielt er mit Silben, wechselt im Zick-Zack-Kurs den Rhythmus, um dann schwerzweigend und immer leicht daneben ein Liedchen zu trällern, wie wir das bei ODB so geliebt haben. Mit dabei auf dem Schurkenalbum sind Quasimoto, Madlibs hochgepitchtes Alter Ego, und weitere MCs. Gäbe es eine Achse des Bösen im Hip Hop: MF Doom bekäme darauf einen Sonderplatz für höchste Wandlungsfähigkeit zugesprochen.

Viktor Vaughn, «Vaudeville Villian», Sound-ink., 2003
MF Doom und Madlib, «Madvillain», Stones Throw, 2004

→ Tagebuch

vom Fritz

Mehr rote Bleistifte

Fritz liebt die neuen Medien (wobei er das Wort «neu» in diesem Zusammenhang noch nie verstanden hat). Das Internet findet er zum Beispiel toll. Zumindest, wenn es nicht gerade kaputt ist.

Auch das Handy braucht er ständig.



Sogar im Tram telefoniert er. Leute, die sich über telefonierende Mitfahrende aufregen, versteht er nicht. Er hat sich gefreut, als er miterleben durfte, wie eine junge Dame ihrem Freund erklärte, dass sie ihn noch nicht jetzt, sondern erst in einem halben Jahr oder einem Jahr heiraten wolle. Natürlich wurde es etwas anstrengend als ihr Gesprächspartner diese – erfrischend konkrete – Aussage einfach nicht zu verstehen schien. Tatsächlich wäre Fritz nach 15 Minuten am liebsten aufgesprungen, hätte ihr das Telefon aus der Hand gerissen und hineingeschrien: «Hör doch mal zu, sie will ja, aber noch nicht je-eetzt!». Aber das lag weniger daran, dass er es unpassend fand, dass dieses Gespräch im Zug und damit in der Öffentlichkeit geführt wurde, sondern vielmehr daran, dass es einfach nicht weiterging. Wiederholungen sind schliesslich auch im Fernsehen langweilig.

Was Fritz hingegen fürchtbar unhöflich findet, sind Mitmenschen, die auch an einem Postschalter oder einer Migroskasse ihre Telefongespräche nicht unter-



Neue Plakate: «NIE AM SCHALTER».

brechen. Er hat richtig gestaunt, als er das zum ersten Mal miterlebt hat. Mit offenem Mund und grossen Augen stand er an dem Schalter nebenan. So apathisch dazustehen ist natürlich auch nicht höflicher als zu telefonieren, aber das war ja keine Absicht. Auf jeden Fall überlegt sich Fritz jetzt, ob er eine Initiative machen soll. Es gibt ja überall diese fantasievollen Plakate, wo draufsteht «NIE AM STEUER». Wobei das «I» durch ein Handy unbekannter Marke vertreten wird. Diese Kampagne könnte man doch ausweiten und schreiben «NIE AM SCHALTER». Und die Schilder kommen dann an jeden öffentlichen Schalter.

Überhaupt möchte Fritz sich mehr politisch engagieren. Gerne hätte er bei der Stiftung Zentralstelle eine Initiative «Mehr rote Bleistifte» oder «Agenden 2004 auch noch im Juni» lanciert. Nur leider gibt es da das Initiativrecht jetzt nicht mehr.

Dafür gibt es bei den nächsten Stura-Wahlen e-Voting.

→ DVD & Video

Jan Ströbel

Städte, die töten

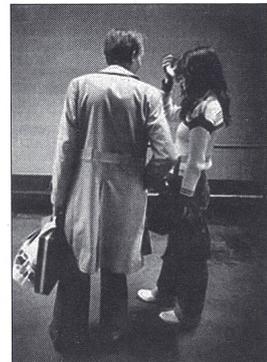
Charlotte sitzt allein in ihrem Hotelzimmer und blickt müde auf das vibrierende, graue Tokio unter ihr. Die Stadt wirkt wie ein monströses Tier, das die Fremde mit seiner glitzernden Haut zu verführen sucht, aber im Innern doch nur Kälte und Einsamkeit verbirgt. Sofia Coppolas «Lost In Translation» zeichnet Tokio als futuristische Monsterstadt, die sich jedem Verständnis entzieht.

Der Mikrokosmos einer Stadt formt die Menschen: Man liebt in ihm, man überlebt in ihm, man träumt in ihm, man lacht über ihn oder man geht an ihm zu Grunde.

Berlin – «Überall nur Pisse und Kacke»

Gleich in der ersten Einstellung von Ulrich Edels Film «Christiane F. – Wir Kinder vom Bahnhof Zoo» ist klar, wo man sich befindet: in der Hölle einer Grossstadt. «Überall nur Pisse und Kacke. Man muss nur genau hinsehen. Egal, wie neu und grosszügig von weitem alles aussieht, auf dem grünen Rasen, in den Einkaufszentren. Aber am meisten stinkt's ja in den Häusern, in

den Treppenhäusern», erzählt uns Christiane F. und nimmt den Zuschauer gleich mit in die Kacke: In den Altraum des Drogenelends am Bahnhof Zoo oder in ihre Einsamkeit in der Plattenbaused-



«Babystrich» in Berlin.

lung Gropiusstadt. Wenn Christiane und ihre Clique auf das Dach des Europa-Centers fliehen, blicken sie triumphierend, aber auch merkwürdig befangen auf in die City-Dschungel von Berlin. «Verlorene Existenzen haben ihre topographische Entsprechung gefunden», schrieb Michael Schwarze in seiner Kritik zu diesem umstrittenen Filmklassiker. Die Stadt wird auf Babystrich, verkotzte Zimmer und verdeckte Toiletten reduziert. Der Horror rund um den Bahnhof Zoo widerspiegelt das kaputte Innere von Christiane, Detlef oder Kessi. Filmisch nicht immer überzeugend, bleibt «Christiane F.» dennoch das – immer

noch aktuelle – Portrait eines städtischen Horrortrips.

Christiane F. – Wir Kinder vom Bahnhof Zoo, D 1981, Regie: Ulrich Edel, Darsteller: Natja Brunckhorst (Christiane), Thomas Hausteil (Detlef), Jens Kuphal (Axel), Musik: David Bowie

Rio – Farben, Rhythmen und der Tod Der französische Regisseur Marcel Camus transportierte in seinem Oscar ge-



Der Tod inmitten von Fröhlichkeit.

krönten Meisterwerk den antiken Mythos des Paars Orpheus und Eurydike ins Rio der 50er Jahre. Die junge Euridice kommt aus ihrem Heimatdorf zum ersten Mal in die Grossstadt am Zuckerhut. Sie wird von einem Unbekannten verfolgt und will sich bei einer Verwandten in den Slums über der Stadt ver-

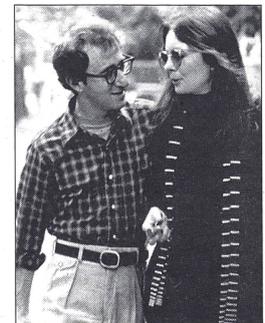
stecken. Rio steckt gerade mitten in den Vorbereitungen zum grossen Karneval. Camus' Bilder fangen den exotischen, hemmungslosen Rausch aus Farben und Rhythmen ein, der die ganze Stadt bis hinauf in die Slums erfüllt. Wenn die verunsicherte Euridice das erste Mal durch die City hetzt, scheint ihre Gestalt in der Totalen von den mächtigen Häusern verschluckt zu werden. Euridices trauriges Schicksal wird bereits hier vorweggenommen, und dennoch wird sie Teil der feiernden und tanzenden Masse in den Strassen. Als sie schliesslich den Strassenbahnfahrer Orfeo kennenlernt, entspinnt sich eine Liebesgeschichte, die die beiden Liebenden unerbitlich ihrem Ende entgegenreibt. Nach dem Tod seiner Geliebten sucht Orfeo in der Unterwelt nach ihr. Die Unterwelt, das sind in Rio das riesige Bürogebäude des «Amtes für vermisste Personen», oder eine Macumba-Zeremonie in einem Keller.

Orfeo Negro, F/BRA 1959, Regie: Marcel Camus, Darsteller: Breno Mello (Orfeo), Marpessa Dawn (Euridice), Lourdes de Oliveira (Mira), Musik: Antonio Carlos Jobim

New York – Stadt der neurotischen Pornographen

«Die Weigerung des Landes, sich hinter New York zu stellen, ist Antisemitismus. Merkst du nicht, dass das ganze Land uns so betrachtet, als seien wir hier in New York alle linke, kommunistische, jüdische, homosexuelle Pornographen?» – Woody Allen ist der Stadtneurotiker. Niemand kennt die intellektuelle Mittelschicht New Yorks besser. Allen spielt den TV-Komiker Alvy Singer, der sich

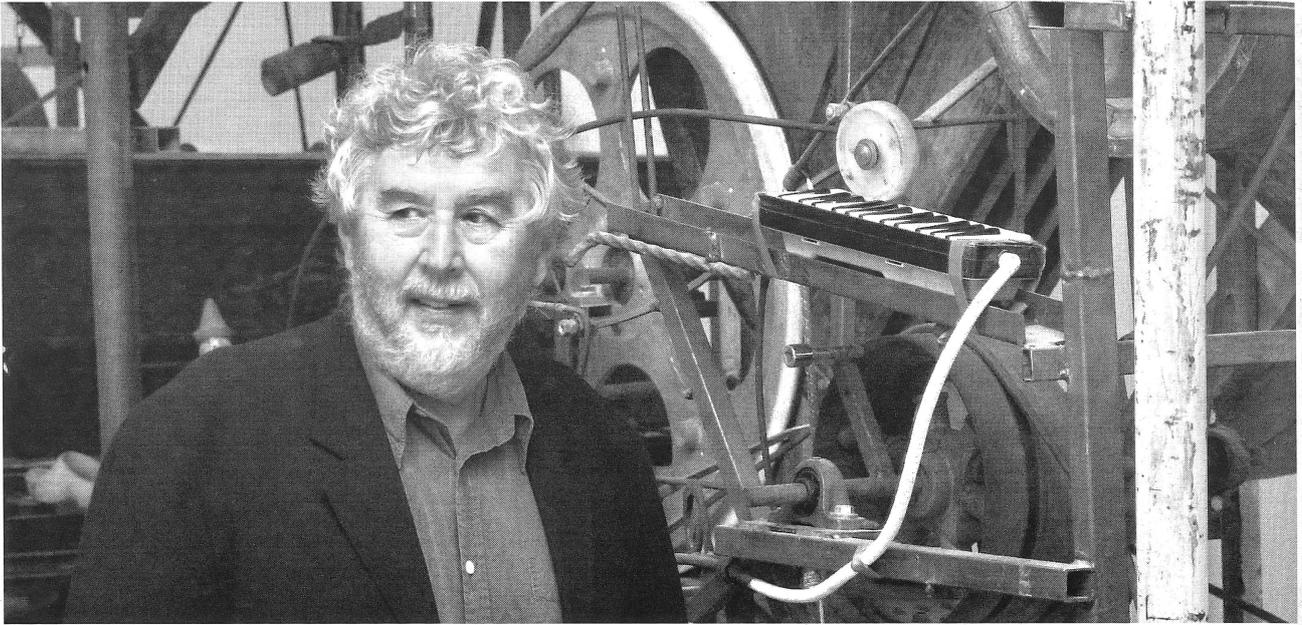
seit 15 Jahren beim Psychoanalytiker behandeln lässt, den Orgasmus für überschätzt hält und unfähig ist, sich am Leben zu erfreuen. Nach zwei missglückten Ehen lernt er die schrullige Annie Hall beim Tennisspielen kennen. Die meint gegen Ende des Films, am Ende ihrer Beziehung zu Alvy: «Du bist



Kommunisten vor der Paarung.

wie New York. Du bist abgekapselt. Du rotierst nur noch um dich selbst.» In der Figur des selbstironischen Aussenseiters aus dem jüdischen Quartier in Brooklyn hat Woody Allen viele autobiographische Elemente in seinen Film integriert. Er jongliert spielerisch mit verschiedenen Stilen und Erzählformen. «Annie Hall» wurde Allens erfolgreichster Film und erhielt 1977 vier Oscars.

Annie Hall, USA 1977, Regie: Woody Allen, Darsteller: Woody Allen (Alvy Singer), Diane Keaton (Annie Hall), Tony Roberts (Rob)



INNOVATION UND INSPIRATION

Roche-Mitarbeitende, Studenten, Lehrlinge und Schüler erhalten gegen Vorzeigen eines Ausweises 50% Ermässigung auf Eintrittskarten zu den Harrison Birtwistle-Konzerten anlässlich des LUCERNE FESTIVAL, Sommer 2004. Karten zu ermässigten Preisen sind ausschliesslich über diese Vorverkaufsstellen erhältlich: Basel: au concert, Tel. 061-271 65 91 Bern: ACS-Reisen, Tel. 031-328 31 43 Zürich: Musik Hug, Tel. 01-269 41 00 und Musikhaus Jecklin, Tel. 01-253 76 76 Zug: Billett Service Zug, Tel. 041-723 68 18.

Innovatives Denken und Handeln stehen bei Roche im Mittelpunkt. Zum einen in der medizinischen Forschung, zum anderen in der Förderung wegweisender Kunst. Mit *Roche Commissions* setzen wir die Tradition unseres Kultur-Engagements in neuartiger Form fort, in dem wir die Komposition neuer Werke ermöglichen. Das erste Auftragswerk ging an den Briten Sir Harrison Birtwistle, einen der besten und originellsten Komponisten zeitgenössischer Musik weltweit. Die Uraufführung des Auftragswerks findet im Rahmen von LUCERNE FESTIVAL, Sommer 2004, und als amerikanische Premiere 2005 in der Carnegie Hall in New York statt. Beide Konzerte werden vom Cleveland Orchestra unter Leitung von Franz Welser-Möst aufgeführt.



Innovation für die Gesundheit